



Kantonsschule Zürich Nord
Lang- und Kurzgymnasium
Fachmittelschule

Nord pool

Schulmagazin
Nr. 19
Juni 2026

Zufall





Editorial	04
Aus der Schulleitung	05

Fokus	
Zufallsfunktionen	06
Wie der Hase hoppelt	07
Fünf Kolumnen über den Zufall	09
Der Zufall als schöpferische Kraft	11
Le dé le plus improbable – eine Kurzgeschichte	15
Nichts dem Zufall überlassen – Rituale, Glücksbringer und Prüfungssituationen	17
Der Zufall gestaltet mit	20

Unterricht	
Der Fachbereich Theater	23
Theater – echt jetzt!	24
Theaterangebot an der Schule – Bühne frei für dich!	25
Schülerinnentexte zum Theater	26
Applaus für einen Anfang – ein Herzensprojekt entsteht	27
Zwei-mal-zwei Quadratmeter	29
Texte aus dem Fach «Journalistisches Schreiben»	32

Persönlich	
Menschen von der Uni	37

Auswärts	
Geschichten vor meiner Tür: Mein Leben in Tansania	41
Deux im Wald – Zwischen Sprachgrenzen und Baumreihen	42
Eine Immersion in die Romandie	44



Was wäre, wenn – Vielleicht haben Sie, liebe Leserinnen und Leser, auch das eine oder andere Mal in Ihrem Leben dieses Gedankenspiel angestellt und sich gefragt, wie viel Einfluss der Zufall in Ihrem Leben gespielt hat.

Tatsächlich wohnt der Vorstellung, dass ein zufälliges Ereignis das sorgfältig geplante Leben auf den Kopf stellen kann, etwas Bedrohliches inne. Eine zufällige Mutation der Zellen zum Beispiel, Zellen, die plötzlich wucherndes Wachstum zeigen, sich unkontrolliert im eigenen Körper vermehren – vor drei Jahren war ich selbst mit einer Diagnose konfrontiert, die mich zum Glück nicht aus dem Leben, aber für längere Zeit aus meinem Alltag gerissen hat. Meine Ärztin meinte, ich hätte Glück gehabt, dass man dem Treiben der launischen Zellen zu einem frühen Zeitpunkt auf die Schliche gekommen sei. Die Diagnose war tatsächlich ein Zufallsbefund. Was wäre, wenn ich wegen der Rückenschmerzen nicht doch einen Arzt aufgesucht hätte?

In der vorliegenden Ausgabe des Nordpool versuchen wir den Zufall, wenn auch nicht zu bändigen, so doch zumindest etwas genauer zu untersuchen.

In der Rubrik «Fokus» skizziert Christina Vogel, ehemals Französischlehrerin an der KZN und Titularprofessorin für Romanische Literaturwissenschaft an der Universität Zürich, die Geschichte des Zufalls und zeigt auf, dass sich die Vor- und Darstellungen des Zufalls durch eine auffällige Ambivalenz auszeichnen.

Sina Buchholz, ehemalige Schülerin der KZN und Studentin der Mathematik und Geschichte, lädt in ihrem Text dazu ein, das (scheinbar) Zufällige als Anlass zu nehmen, um vertieft über Dinge nachzudenken und sich von ihnen berühren zu lassen.

Auch aktuelle Schülerinnen und Schüler setzen sich in ihren Texten genauer mit dem Zufall auseinander. So fragt sich zum Beispiel Bersa Fejzullahu aus der M3c, ob es den Zufall überhaupt gibt oder ob unser Leben nicht schicksalhaft vorbestimmt ist.

Wie der Zufall in der Kunst mitgestaltet, lesen Sie im Artikel meiner Kollegin Renate Clematide, in dem sie aus einer Unterrichtseinheit aus dem Fach Bildnerisches Gestalten berichtet.

Und wenn Sie mehr darüber erfahren möchten, wer sich ausserdem an der KZN künstlerisch betätigt und wie, dann lesen Sie die Artikel in der Rubrik «Unterricht», die dem Theater an der KZN gewidmet sind.

Dass das Theater auch in meinem Leben eine wichtige Rolle spielt, ist kein Zufall. Meine Eltern waren beide im Theater tätig bzw. diesem zugewandt. Dass ich aber nach meiner Erstausbildung zur Schauspielerin schliesslich Lehrerin geworden bin, hat hingegen mit einer Zufallsbegegnung zu tun. Was wäre, wenn –

Mein «Zufallsbefund» jedenfalls hat mich in einer «Turbophase» meines Lebens ausgebremst. Er hat mir aber auch Denk- und Erfahrungsräume eröffnet, Begegnungen ermöglicht, die mich berührt und geprägt haben. Und er liess mich innehalten. Dabei wurde mir noch stärker bewusst, was für ein Glück es ist, hier zu sein, und einen solch erfüllenden Beruf zu haben.

Ich wünsche Ihnen eine erfüllende und inspirierende Lektüre!

Désirée Rosat

Kürzlich hat sich in einem Bus ein Schüler unserer Schule zu mir gesetzt und mich gefragt, wie man eigentlich Rektor wird, da er sich ebenfalls für diesen Beruf interessiert. Eine gute Frage, die sich jedoch nicht eindeutig beantworten lässt, weil eine solche Karriere nicht zielgerichtet planbar ist. Um Schulleiter zu werden, muss man im richtigen Moment am richtigen Ort sein und allenfalls auch die Gunst der Stunde nutzen.

Obwohl wir in der Schulleitung, wann immer möglich, versuchen, nichts dem Zufall zu überlassen, lassen sich unsere eigenen Karrieren oft auf eine Vielzahl von Zufällen zurückführen. Ich wurde zum Beispiel Lehrer, weil ich als Schüler meine Musiklehrerin provoziert hatte. Hätte ich dies nicht getan, wäre ich nicht zu einem Gespräch mit dem Rektor eingeladen worden, hätte mich nicht mit ihm über Rockmusik unterhalten, er hätte mich folglich nicht gekannt und mir Jahre nach der Matura keine Lektionen angeboten. Damit hätte ich auch meine Leidenschaft für das Unterrichten nicht entdeckt. Ganz zu schweigen von den Zufällen, die mich nach Zürich führten, wo ich wiederum zur richtigen Zeit am richtigen Ort war, um die Möglichkeit zu erhalten, Schulleiter zu werden. Wir alle werden durch Zufälle in die eine oder andere Richtung gelenkt, und unsere Welt könnte ganz anders aussehen, wenn sich gewisse Ereignisse nicht zugetragen hätten.

Dennoch sind wir nicht zufällig das, was wir sind. Die Chancen, die sich uns aufgrund von Zufällen bieten, müssen wir auch erkennen und ergreifen. Dies erfordert nicht nur die entsprechenden Fähigkeiten, sondern auch Mut und Zuversicht, sowie ein unterstützendes Umfeld, das uns trägt und motiviert.

Für uns als Schulleitung ist es daher wichtig, unsere Schülerinnen und Schüler zu ermutigen, zuversichtlich zu sein und die Chancen, die sich ihnen bieten, zu nutzen. Dazu benötigen sie nicht nur ein fundiertes Fachwissen, sondern auch ein breites Spektrum an Kompetenzen. So lernen sie beispielsweise im Mathematikunterricht, wie Wahrscheinlichkeiten berechnet werden, und können dadurch den Faktor Zufall in ihre Überlegungen quantifiziert einbeziehen.

Durch die Schweizer Maturitätsreform «WEGM» und deren Umsetzung in Zürich im Rahmen des Projekts WegZH möchten wir die Basis dafür weiter stärken. Verschiedene Personen unserer Schule arbeiten aktiv im Projekt WegZH mit und tragen dazu bei, die Grundlagen für eine gymnasiale Bildung zu schaffen, die den Anforderungen unserer heutigen Studien- und Arbeitswelt entspricht. Als grösste Mittelschule des Kantons fühlen wir uns verpflichtet, unser umfangreiches Know-how einzubringen und so unseren Beitrag zum Gelingen dieser Reform zu leisten sowie diese im Sinne unserer eigenen Werte mit-



zugestalten – insbesondere im Hinblick auf die Frage, was in Zukunft eine gute Schule ausmacht.

Unser Know-how beruht zu einem grossen Teil auf einem breiten Erfahrungsschatz darüber, wie sich Mittelschulen und deren Mitglieder in bestimmten Situationen verhalten. Dieser «innere Kompass» ermöglicht es uns, zukünftige Entwicklungen zu antizipieren und in den meisten Fällen fundierte und richtige Entscheidungen zu treffen. In den übrigen Fällen sind wir gefordert, Verbesserungspotenzial rasch zu erkennen und flexibel darauf zu reagieren. Den Zufall können wir damit zwar nicht vollständig ausschalten, aber wir können ihm gezielt dort Raum geben, wo er für das Leben und Lernen an einer Mittelschule sinnvoll ist.

Andreas Niklaus, Rektor KZN

Zufallsfunktionen

Text Sina Buchholz (Mathematik- und Geschichtsstudentin, und ehemalige Schülerin der AN6a)

Wir sind neun Parteien in unserem Treppenaufgang. Im Sommer 2022, als ich einziehe, bleibt die Haustür stets offen. Es ist hellhörig; jedes Ächzen, jedes Gegen-das-Treppengeländer-Stossen, das in dieser Zeit mehrere Umzüge ankündigt, hört man auch in meinen vier Wänden. Vor lauter Mieter*innenwechseln verliere ich rasch den Überblick, wer in meiner neuen Bleibe über, neben und unter mir wohnt, wer nur in ein anderes Geschoss oder ganz weggezogen ist. Anders ist es mit meiner Nachbarin G. Sie wohnt seit den 1980er Jahren in ihrer Wohnung, die sie morgens um kurz nach fünf verlässt, um ihre Schicht als Krankenschwester im nahegelegenen Spital anzutreten. Soweit ich weiss, hat sie genau drei Jahre ihres Lebens ausserhalb von Berlin gewohnt, und zwar in Zürich, nahe des Unispitals, das ihr ein Zimmer und einen Küchenschrank in einer WG mit anderen Krankenschwestern stellte. Ungefähr zwei Jahre später bin ich auf Besuch in Zürich. Es muss um einen Dezember herum gewesen sein, denn zum Znacht in C.s neuer WG – wir kennen uns noch von der Schule – gibt es Glühwein zu den Spaghetti. Wir befinden uns in einer Dachgeschosswohnung, bei der es sich um die einzige JUWO-Wohnung in einer gepflegten Strasse in Oberstrass handelt; C. berichtet vom wöchentlichen Gang in die Migros, der dem Portemonnaie mehr abverlangt als an ihren früheren Stationen in Oerlikon und Hard. An den Küchenschränken kleben vergilbte Schilder: eins, zwei, drei und vier. C. klärt mich auf, dass hier früher Krankenschwestern gewohnt hätten und man seitdem nicht mehr renoviert habe. Das muss es sein, denke ich, hier muss G. gewohnt haben. Die erinnert sich zwar nicht mehr an die Adresse, doch ich beschliesse, daran festzuhalten: G. und C. haben entgegen aller Wahrscheinlichkeit in derselben Wohnung gelebt. Die Konsequenzen dieses Umstands sind vernachlässigbar, doch darf diese Anekdote zumindest in der Kategorie «witziger Zufall» ihr Dasein fristen. Es gibt schlechtere Schicksale. Aber handelt es sich überhaupt um einen Zufall? Denn dass das JUWO-Werk eine ehemalige Krankenschwestern-Wohnung aufgekauft hat, die für die WG-Vermietung prädestiniert ist, oder gar schon zum Zeitpunkt von G.s Aufenthalt zum JUWO gehört hat, scheint mir einigermaßen wahrscheinlich und in jedem Fall plausibel zu sein. Doch weitere, einigermaßen unwahrscheinliche Faktoren kommen hinzu: Dass ausgerechnet eine junge Berliner Krankenschwester Anfang der 1980er Jahre hier

wohnen sollte, dass ich einmal ihre Nachbarin würde, die ich ja eigentlich aus Berlin weg und nach Zürich hin gezogen bin, dass meine Klassenkameradin und gute Freundin in genau dieser Wohnung über den Dächern Zürichs landen sollte, in der G. vor Jahrzehnten ebenfalls jung, unbeschwert und lebenshungrig war. C. und ich jedenfalls lassen uns die Spaghetti schmecken. Man könnte zusammenfassen: Die Welt ist wunderbar klein. An diesem Abend ist es, als könnten wir sie greifen. Am vorherigen Paragraphen erkennt man schnell: Ein Zufall kommt selten allein, jedenfalls selten, ohne untersucht, erklärt, eingehegt, rationalisiert oder mystifiziert zu werden. Ein Zufall, der auch als solcher verstanden wird, ist nichts, mit dem man nicht umgeht, und doch ist Umgang ein Spektrum, das beim amüsierten Schmunzeln oder irritierten Stirnrunzeln beginnt und hinreicht bis zum Freudenschrei oder Schluchzen, die beide fragen, wie das denn nun sein könne, wie sich so etwas Schönes, so etwas Schreckliches überhaupt in irgendeinem Universum ereignen kann. Doch einem Zufall kann man sich nicht nur über die Rekonstruktion seiner Genese, nicht nur als Antwort auf die Frage, wie er möglich wurde, nähern, sondern auch über seine Funktion. Betrachten wir die mittelalterliche Dialektik, eine Wissenschaft der Sieben Freien Künste, der es darum geht, das Wesen von Sachen (res) über deren Definitionen zu ergründen. Der Bischof Isidor von Sevilla (ca. 560–636) fasste in seinen Etymologiae (Etymologien), einer im Mittelalter breit rezipierten Enzyklopädie, die in jeder Klosterbibliothek stand, zusammen, wie man nach der Isagoge des Porphyrius dialektisch zur «sichere[n] und wesenhafte[n] Definition¹ einer Sache gelangen könne. Eine solche Definition vollzieht sich in mehreren Etappen, von der Art (genus), über die Unterart (species), den Unterschied (differentia), die Eigenart (proprium) zum Unwesentlichen und/oder Zufälligen (accidens); im Falle des Menschen nennt Isidor als Art das Lebewesen, als Unterart den Menschen, als Unterschied Vernunftbegabung und Sterblichkeit, als Eigenart die Fähigkeit zu lachen, als Zufälliges beispielsweise die Bildung oder die Hautfarbe. Mit einer solchen Definition, «[d]er Mensch ist ein vernunftbegabtes, sterbliches Lebewesen, das des Lachens fähig ist sowie zum Guten und Bösen»,² liesse sich das Wesen Mensch wiederum vollständig erfassen und beschreiben. Das Zufällige oder Unwesentliche, wie es bei Isidor heisst, ist hier weniger als Zufall an und für sich interessant, als in dessen Funktion, die darin besteht, jenes Wesen, jenen Gegenstand, zu dem es sich zufällig verhält oder für das es unwesentlich ist, zu definieren und von anderen zu unterscheiden. Denken wir an C. und G. zurück, so müssten wir nicht fragen, ob und inwiefern es

sich um Zufall handelt, dass sie in derselben Wohnung lebten, sondern danach, worüber dieser Zufall etwas aussagt: über die Geschichte sozialen Wohnens in Zürich, über lose Beziehungsnetze, die sich auch in einer fragmentierten Gesellschaft an unwahrscheinlichen Orten aufspüren lassen. Der Zufall ist hier ein relationales Phänomen, das nicht ohne etwas anderes, auf das es verweist, sinnvoll ist. Auch in dieser Hinsicht kommt er selten allein. Dieses Verhältnis vom Zufall zu etwas ausser seiner selbst muss zwei Bedingungen gleichzeitig erfüllen: Einerseits hat der Zufall die Aufgabe, dies Andere zu ergründen, und andererseits unterliegt er der Auflage, für jenes nicht wesentlich, keine ihm spezifische Eigenschaft sein zu dürfen. Dass C. und G. in derselben Wohnung gelebt haben, ist beispielsweise keine Eigenart (proprium) der Geschichte sozialen Wohnens in Zürich, sondern sagt ja ebenfalls etwas aus über meine privatschulischen Beziehungen. In dieser Hinsicht bleibt ein Zufall mobil, kann zur Ergründung und Erklärung mal hier-, mal dorthin fallen. Doch das soll seine Rolle nicht schmälern. Denn bleibt ein Zufall im Verhältnis zu dem, das er erklären kann, eben zufällig, so ist seine Existenz notwendig, um den Dingen auf den Grund zu gehen, sich über sie zu wundern und von ihnen berührt zu werden.

1 Möller, Lieselotte (Übers.), Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla, Wiesbaden 2008, Buch II, XXV. Von den Einführungen (Isagogiae [sic]) des Porphyrius, S. 107.

2 Ebd., S. 108.

Wie der Hase hoppelt

Text Armin Mašala (Doktorand am Institut für Philosophie der Universität Bern, ehemals M6e)

1. Meine Freundin und ich sitzen zum Frühstück im Kaffee und versuchen, uns für ein heisses Getränk zu entscheiden. Das Erste allerdings, das im Menü angeboten wird, ist betitelt mit «Zum Nachdenken»: «*Das, wobei unsere Berechnungen versagen, nennen wir Zufall.*» – *Albert Einstein*. Uns belustigt das schrecklich, das Entscheiden rückt in den Hintergrund: – «Wie deep!» – «Das muss von gute-zitate.de sein!» – «Seit wann werden WhatsApp-Status gedruckt?» Als wäre das noch nicht schlimm genug: Die Tatsache, dass wir dort sitzen und uns darüber amüsieren, widerlegt das Zitat. Dass ihr Online-Dating-Profil mir angezeigt wurde, geht schliesslich auch auf Berechnungen zurück. Und dass wir an diesem Tag, fast zwei Jahre später, hier

sitzen, macht meiner Meinung nach diese Berechnungen sehr erfolgreich. Dennoch ist es ein riesiger Zufall, dass wir uns so kennengelernt haben. Also: erfolgreiche Berechnungen, die ich Zufall nennen würde. Was Albert wohl dazu gesagt hätte? Der Fehler in meinem Argument liegt darin, dass Einstein und ich «erfolgreich» verschieden verwenden. Denn der Erfolg unseres Matches, der schlussendlich auf Berechnungen zurückgeht, hat eigentlich nichts mit dem Erfolg der Berechnungen selbst zu tun. Im Zitat ist mit «erfolgreiche Berechnung» etwas anderes gemeint, nämlich, dass wir ein Modell der Wirklichkeit haben, mit welchem wir diese vorhersagen können. Insofern erfüllt das Kennenlernen meiner Freundin und mir dennoch die vorgeschlagene Definition von Zufall, als dass es wohl kein Modell gibt, welches hätte voraussagen können, dass wir uns kennenlernen würden. Trotz meines rhetorischen Siegeszuges gegen Einstein muss ich also eingestehen: Mein Argument ist gescheitert. Ist also doch was am Zitat dran? Man könnte sich nun karrierelang Gedanken darüber machen, ob solche Berechnungen prinzipiell scheitern müssen, zum Beispiel, weil der Mensch ein spontanes Wesen mit freiem Willen ist. Oder ob mit genug Zeit und Ressourcen solche Berechnungen doch aufgestellt werden könnten, denn schlussendlich nehmen wir ein wissenschaftliches Weltbild an, in welchem Geschehnisse kausal miteinander zusammenhängen. Viel spannender finde ich aber die Frage, wozu wir denn Berechnungen anstellen wollen, und wann wir den Zufall zufällig sein lassen sollten. 2. Es gibt viele Gründe, zu berechnen und zu modellieren: aus Neugierde, weil es eine Grundlage für sozialpolitische Entscheide bietet, weil es Forschungsgelder fliesen lässt und so die Miete zahlt, zum Beispiel. Gleichzeitig gibt es auch gute Gründe dafür, Zufälle solche sein zu lassen. Mit Zufällen lassen sich gute Geschichten erzählen. Geschichten erzählen wir manchmal deshalb, um ein Selbstbild zu entwerfen. Der Philosoph Kwame Anthony Appiah zum Beispiel argumentiert überzeugend, dass Identität eine narrative Struktur hat. Er vertritt die Ansicht, dass die Tatsache, wer wir sind, die Form einer Erzählung hat. Heute bin ich Philosoph, zumindest angehender. Dazu gekommen bin ich durch Zufall. Es ergab sich ein Semester lang an der KZN, dass ich ein Freifach gewählt hatte, welches über den Mittag stattfand. Meine Freunde gingen in dieser ersten Mittagsstunde bereits essen und blieben auch für die zweite fort, weshalb ich diese jeweils allein verbrachte. Aus Langeweile oder um meine schulischen Pflichten etwas weiter aufzuschieben, stöberte ich dann gerne in der Mediothek. Eine lange Reihe Reclam-

Büchlein fiel mir mal auf: *Geschichte der Philosophie*, Band 1 bis 9. Ich staunte plötzlich – *Philosophie*, das Wort hatte ich auch schon gehört, aber so genau was darunter vorstellen konnte ich mir nicht.

Ich nahm also Band 1, Antike, und begann zu lesen, aber scheiterte bei den meisten Worten. Aber irgendwie war da was dran, zu fragen, woraus die Welt eigentlich besteht und wie ein gutes Leben aussieht. Bald war die Mittagspause vorbei und ich lieh mir das Buch aus. Ob ich je etwas anderes aus der Mediothek ausgeliehen habe, weiss ich nicht mehr.

Jede Woche las ich in diesem Buch während dieser zweiten Mittagsstunde. Bald auch zuhause nach der Schule. Als ich bei Band 2, Mittelalter, angekommen war, hatte ich mich schon für die Philosophie entschieden. Das kam ganz gelegen, da ich, während ich Band 2 las, nur provisorisch ins nächste Semester zugelassen wurde (ich hatte eine Matheprüfung zu viel verschissen). Mein damaliger Klassenlehrer riet mir, für mein Studium etwas ohne Mathematik anzupeilen. Auf meine Frage, was es denn Mathematikloses gebe, antwortete er nach längerem Nachdenken: «Philosophie, vielleicht?»

So erzähle ich die Geschichte, wie ich zu meiner Studien- und Berufswahl gekommen bin, und erzähle damit ein Stück weit, wer ich bin. Dem Zufall verdanke ich aber nicht nur, eine gute Geschichte auf Lager zu haben. Dieser Zufall hat mir auch die Entscheidung um einiges erleichtert. Aus zu vielen Alternativen aussuchen zu müssen, kann überfordernd sein. Wie soll ich aus sechs Metern Müsli-Regal das richtige aussuchen? Nach welchen Kriterien soll ich überhaupt entscheiden? Das Problem spitzt sich zu, wenn es um mehr als Frühstück geht. Bei gewichtigen Entscheidungen wie Studium oder Karriere wollen wir die richtige Entscheidung fassen. Das lädt zu Optimierung ein: Womit habe ich *die besten* Chancen auf dem Arbeitsmarkt? Womit verdiene ich *am meisten* Geld? Was macht mir *den grössten* Spass? Was stellt *die geringsten* Anforderungen? An sich ist nichts mit Optimierung falsch, aber im Vorhinein die beste Entscheidung treffen zu wollen, lähmt. Dieser Anspruch macht uns unsicher, ob wir denn jetzt wirklich die richtige Entscheidung endlich getroffen haben. Lieber noch nicht entscheiden, lieber nochmals überlegen, abwarten, mal schauen.

Hier kann, glaube ich, der Zufall Abhilfe leisten. Das erstbeste Müsli einfach mal probieren! Entweder es schmeckt oder halt nicht: So oder so hat man daraus eine Erkenntnis gewonnen.

3. Mir leuchtet das Bedürfnis nach Vorhersage, Optimierung und Berechnung durchaus ein. Es erlaubt uns letztendlich Kontrolle über unsere Umwelt. Wenn wir wissen, was geschehen wird, wenn wir wissen, wir haben alle

Faktoren bedacht, dann sind *wir* am Steuer. Wir sind der Welt da draussen nicht mehr so ausgeliefert.

Letzten Mai bekam ich zufällig auf die Fresse. Nach einem Grillabend fuhr ich mit Freunden der Bullingerstrasse entlang nachhause. An der Kreuzung hinter dem Letzigrund trafen wir auf unseren Velos genau gleichzeitig mit einem kleinen silbrigen Auto ein. Wir hatten Vortritt und hielten entsprechend nicht, doch das passte den Jungs am Steuer nicht. Sie fuhren neben uns her, Beleidigungen wurden aus dem Fenster herausgeworfen. Das passte den Jungs am Fahrradlenker wiederum nicht, Provokationen flogen durchs Fenster zurück. So ging die Spirale immer weiter. Bis schliesslich das Auto uns den Weg abschnitt und die Jungs ausstiegen. Velos und Menschen wurden umgestossen, auf meine Freunde wurde eingetreten.

Bei solchen Sachen habe ich mich eigentlich schon immer rausgehalten, sodass ich einige Meter entfernt war, als das Ganze in voraussehbarer Weise eskalierte. Ich eilte zum werdenden Tatort hin und stellte mich im Versuch, die Lage zu beruhigen, in die Mitte. In der Zeit, die mein Freund brauchte, um aufzustehen, wurde mir schon die Brille aus dem Gesicht geschlagen. Die ging wunderbarerweise nicht kaputt, die Lippe meines Freundes hingegen schon. Er trägt seitdem eine Narbe von diesem Abend im Gesicht.

Auch sowas bringt der Zufall. Das macht Angst, im Voraus wie auch im Nachhinein. Hätte ich die Möglichkeit gehabt, hätte ich diesen Vorfall gerne vorausgesehen und entsprechend verhindert. Niemand wäre verletzt worden.

4. In der *Dialektik der Aufklärung* entwickeln Theodor Adorno und Max Horkheimer die These, dass der Mensch die Umwelt und andere Menschen deswegen beherrschen will, weil jedes Individuum selbst verletzlich ist. Ohne alles um sich herum unter Kontrolle zu haben, ist ein Mensch immer ein Stück weit ausgeliefert, und wird somit selbst kontrolliert und beherrscht. Auch die Wissenschaft mit ihren Berechnungen und Vorhersagen diene letztendlich dazu, die Verletzlichkeit des Menschen zu vermindern, meinen die zwei Philosophen.

Wann wir also berechnen sollten und wann wir uns dem Zufall hingeben, hängt also unter anderem davon ab, wie viel Verletzlichkeit wir aushalten können und wollen. Dass Zufall durch ein Versagen bestimmt wird, wie im Zitat oben nahegelegt wird, lädt den Zufall allerdings zu negativ auf. Der Zufall ist erst einmal gegeben, und dort, wo wir uns zu sehr vor ihm fürchten – und diese Furcht kann durchaus berechtigt sein – dort haben wir Grund, ihm zu begegnen. Die Antwort auf unsere Frage oben lautet also: Das, wobei wir am Zufall verzagen, begründet unsere Berechnungen.

Fünf Kolumnen über den Zufall

Ein verlorener Schlüssel, der Kauf einer Badehose, ein falscher Klick und andere Merkwürdigkeiten: Fünf Kolumnen von Schülerinnen und Schülern der M3c und N3h zeigen, dass der alltägliche Zufall weit mehr sein kann als nur ein kurioser Moment.

Dem Zufall entgegenlaufen

Text Amelie Wasser, M3c

Ich trete aus der Bibliothek und mache mich mit gesenktem Kopf und schnellen Schritten auf den Weg nach Hause. Es regnet und ich möchte möglichst schnell ins Warme. Als ich endlich vor meiner Haustüre stehe, greife ich in meine Tasche, um meinen Schlüssel herauszuholen. Doch ich kann ihn nicht finden. Auch nachdem ich sie auf den Boden gestellt und durchwühlt habe, stehe ich mit leeren Händen da. Mist, er muss mir herausgefallen sein, als ich etwas aus der Tasche geholt habe. Genervt mache ich mich auf, zurück zur Bibliothek. Wieder durch den Regen. Als ich etwa die Hälfte des Wegs zurückgelegt habe, kommt mir eine meiner Freundinnen entgegen. «Hey, was machst du denn hier?», frage ich sie. «Ich war eben in der Bibliothek und habe einen Schlüssel gefunden. Wahrscheinlich hat ihn jemand verloren. Ich bin gerade auf dem Weg zum Fundbüro, um ihn abzugeben.» Ich horche auf. «Wirklich? Kann ich ihn mal sehen?»

«Klar», meint sie und zieht etwas aus ihrer Tasche. Und was für ein Zufall! Es ist doch tatsächlich meiner! «Das ist meiner», meine ich freudig. «Ich habe ihn vorhin vergessen und war gerade auf dem Weg, ihn zu holen.» «Wirklich? Wie praktisch, dann haben wir uns gerade beide einiges an Zeit gespart.» Wir unterhalten uns noch kurz, dann verabschiede ich mich und mache mich gut gelaunt auf den Weg nach Hause.

Seinen Schlüssel *nicht* zu verlieren, darüber freut sich natürlich keiner. Es ist ja nichts Besonderes. Und wenn man ihn dann doch einmal verliert, ist der Ärger gross. Vielleicht sollte man sich auch freuen, wenn man zuhause ankommt, in seine Tasche greift und der Schlüssel da ist. Oder, wenn man doch mal ins Leere greift, sollte man sich nicht ärgern, sondern hoffen, dass mit ein bisschen Zufall etwas passiert, das einem wieder Freude macht. Wie bei mir, als ich meinen Schlüssel wieder bekommen und gleichzeitig eine Freundin getroffen habe. Vielleicht sollte ich das nächste Mal, wenn es regnet, es einfach geniessen und auf einen Zufall hoffen.

War das wirklich Zufall, dass ich an der KZN gelandet bin?

Text Bersa Fejzullahu, M3c

Viele Menschen sagen, der Zufall sei der Grund dafür, dass man seinen Partner kennengelernt oder seinen Traumjob bekommen hat. Doch stellt sich die Frage: Gibt es den Zufall wirklich oder ist am Ende alles Schicksal?

Als ich mich letztes Jahr für die Gymiprüfung anmeldete, musste ich mich für einen Ort entscheiden. Eigentlich wollte ich Bülach wählen und dort zur Schule gehen. Nicht, weil der Schulweg kürzer gewesen wäre, das wäre er nicht. Auch nicht, weil ich ein Mädchen von dort kannte, sondern einfach, weil ich es wollte. Doch dann klickte ich falsch und meldete mich für die KZN

an. Als ich bemerkte, dass ich die falsche Schule ausgewählt hatte, war es leider schon zu spät. Am ersten Schultag hatte ich deshalb kaum Erwartungen und freute mich nicht wirklich. Ich war allein, nervös und unsicher. Mit der Zeit lernte ich meine Klasse besser kennen, fand sie richtig grossartig und fühlte mich immer wohler. Heute bin ich sehr froh, dass ich mich damals zufälligerweise verlickt habe, denn dadurch gehe ich jetzt an der KZN zur Schule und könnte mir nicht vorstellen, woanders zu sein.

Am Ende glaube ich an den Zufall. Vielleicht entspricht ein Ereignis nicht unseren Erwartungen oder verläuft anders als geplant, aber letztlich bekommt alles einen Sinn. Möglicherweise ist genau das der Moment, in dem sich Zufall und Gottes Wille treffen.

Sind Zufälle unbedeutend?

Text Giulia Leanza, N3h

Ein Zufall ist etwas, das einfach so passiert, ohne Grund, ohne dass es geplant wurde. Zum Beispiel, dass meine beste Freundin und ich das gleiche Oberteil gekauft haben, oder dass ich eine fremde Person mehrmals an völlig verschiedenen Orten getroffen habe. Das ist wahrscheinlich den meisten schon einmal passiert und man denkt sich auch nicht viel dabei, eben einfach ein Zufall.

Doch wenn ich ein bisschen länger nachdenke, kommen mir einige Fragen: War es ein Zufall, dass sich meine Eltern kennengelernt haben? War es ein Zufall, dass es jetzt mich gibt, oder war das alles Schicksal? Und wenn es Schicksal war, wieso war es dann nicht auch Schicksal, dass meine beste Freundin und ich

das gleiche Oberteil gekauft haben? Ich denke tatsächlich, dass es Schicksal war, dass meine Eltern sich kennengelernt haben. Es musste passieren, denn sonst gäbe es mich nicht. Aber ich denke nicht, dass die Geschichte mit dem Oberteil Schicksal war, denn es gibt ja keine relevanten Folgen daraus. Aber anders gesehen könnte man ja sagen, dass es Schicksal war, denn ohne diesen «Zufall» gäbe es diesen Text nicht. Kann es Schicksal geben, wenn es gleichzeitig auch Zufälle gibt, oder kann es nur Zufälle oder nur Schicksal geben? Ich denke, es kann beides geben, denn ich möchte ja nicht sagen, dass mein Leben ein Zufall ist, das klingt sehr unbedeutend, und andererseits klingt es etwas zu bedeutend, wenn man sagt, es war Schicksal, dass meine beste Freundin und ich das gleiche Oberteil gekauft haben. Also ja, es gibt Zufälle und ja, es gibt auch Schicksal.

Ein (un)wahrscheinlicher Zufall

Text Yonathan Tamene, N3h

Letzten Sommer wollte ich mit ein paar Freunden an einem freien Nachmittag ins Freibad gehen. Doch da der Sommer erst begonnen hatte, musste ich noch eine neue Badehose kaufen. Als wir dann im Freibad waren, sah ich: Mein Kollege hatte genau die gleiche Badehose wie ich. Er sagte mir, er habe sie auch an diesem Nachmittag gekauft.

Das ist ein lustiger Zufall, nicht? Beide kauften neue Badehosen, beide kauften die gleichen und beide am gleichen Nachmittag. Doch oft ist ein Zufall gar nicht ein kompletter Zufall. Häufig kommen andere Faktoren ins Spiel, die den «Zufall» sozusagen erzwingen und ihn gar nicht mehr so unwahrscheinlich erscheinen lassen. Denn in meinem Beispiel war es der erste sonnige Tag und man konnte zum ersten Mal in jenem Jahr ins Freibad gehen, ohne zu frieren. Der Sportshop, in dem mein Kollege und ich unsere Badehosen gekauft hatten, war der einzige, der um jene Uhrzeit an jenem Tag an jenem Ort geöffnet war, die Badehose war die erste, die einem ins Auge stach, wenn man die Badehosen-Abteilung betrat, und ihr Preis war herabgesetzt. Also kann man sich fragen, ab wie vielen von diesen Faktoren ein Zufall kein Zufall mehr ist.

Der Meisterwurf

Text Maximiliano Harnischmacher, N3h

Ich würfle, mir fehlt nur noch der Meisterwurf zum Sieg. Haben Sie sich schon einmal gefragt, wie viele Versuche man braucht, um fünf Sechsen in einem Wurf beim Spiel Kniffel zu würfeln? Die Wahrscheinlichkeit für dieses Ergebnis liegt bei 1 : 7776. Das entspricht einer Chance von 0,0128601 Prozent, was etwa so hoch ist, wie beim Münzwurf in einer Serie ungefähr dreizehn Mal hintereinander «Zahl» zu werfen. Und das soll man schaffen? Und wenn man es schafft: Ist es Zufall oder nur Glück? Oder ist das etwa das Gleiche? Doch wenn man 7776-mal würfelt, setzt dann das Gesetz der grossen Zahlen ein? Theoretisch gesehen bestünde dann eine 37-prozentige Chance, genau einmal fünf Sechsen zu würfeln, und die Chance wäre sogar noch grösser, mindestens einmal einen solchen Erfolg zu erzielen. Ohne Vorahnung hebe ich den Becher an. Fünf Sechsen. Damals freute ich mich nur über den Sieg. Ich wusste nicht, wie unwahrscheinlich dieser Moment eigentlich war.



Louis-Michel van Loo: Porträt von Denis Diderot (1767)

Der Zufall als schöpferische Kraft

Text Christina Vogel (ehemals Französisch und Titularprofessorin für Romanische Literaturwissenschaft, Universität Zürich)

Die Geschichte des Zufalls zeigt eines sehr deutlich: Jedes Zeitalter entdeckt und definiert ihn neu, nimmt ihn anders wahr als die vorausgehenden Epochen. In der westlichen Welt, auf die ich mich im Folgenden beschränke, zeichnen sich die Vor- und Darstellungen des Zufalls durch eine auffällige Ambivalenz aus. Der Zufall wird mit der Erschütterung von Überzeugungen, Gewissheiten und Erkenntnistheorien, mit der Erfahrung von Risiken und der Begrenztheit etablierter Wissensordnungen in Verbindung gebracht. Doch er erweist sich auch als befreiendes Ereignis, das ungeahnte Perspektiven und kreative Spielräume eröffnet. Zentral für das Verständnis der modernen Wissenschaften ist die Dialektik von Zufall und Notwendigkeit. Sie lässt sich auf allen Gebieten beobachten – in der Philosophie, der Religion, den

Natur-, Sozial- und Geisteswissenschaften und den verschiedenen Künsten – und sie gibt Aufschluss, in welchem Verhältnis diese Disziplinen zueinander stehen und sich beeinflussen können.

Grundloses Ereignis, Wirkung ohne Ursache: Der Zufall widersetzt sich unserem Bedürfnis nach Vorhersehbarkeit, Deutungshoheit und Sinnggebung und fasziniert, indem er sich unserer Kontrolle entzieht. In Anbetracht des Unerwarteten, das in unsere geordnete Wirklichkeit einbricht, versuchen Maler, Schriftsteller, Filmemacher und Musiker den Zufall darzustellen, in ihren Werken durch Nachahmung zu bändigen oder während des Schaffensprozesses innovativ zu nutzen, um mit neuen Verfahren zu experimentieren und seine ästhetische Dimension freizulegen. Gerade in der Literatur und den visuellen Künsten wird der Zufall als Fähigkeit betrachtet, mögliche Welten zu entwerfen, die das rational Versteh- und Berechenbare übersteigen.

Die Begriffsgeschichte macht deutlich, dass sich der Zufall schwer fassen lässt und sich in einem weiten, labilen Bedeutungsspektrum bewegt, zu welchem Termini wie Schicksal, Fortuna, Glücksfall, Gelegenheit, Willkür, Serendipität, Aleatorik gehören. Ausserdem trifft man, sobald man die semantischen Felder verschiedener Sprachen vergleicht, falsche Freunde: So entspricht englisch *hazard* nicht dem Französischen *hasard* und engl. *chance* ist nicht gleich frz. *chance*. Auch italienisch *caso* ist nicht mit frz. *cas* zu verwechseln. Weniger kontrovers ist hingegen die Etymologie des Wortes. Das französische *hasard* geht auf das Arabische *al-zahr* zurück und ist über das Spanische in die europäischen Sprachen eingedrungen. Wahrscheinlich ist, dass der Begriff ursprünglich ein Würfelspiel bezeichnete.

Zu den häufigsten Vorstellungen des Zufalls gehört jene der unerwarteten Begegnung, des überraschenden Zusammentreffens, wie es der erste Satz von Diderots Roman *Jacques le fataliste et son maître* ironisch thematisiert: «Comment s'étaient-ils rencontrés? Par hasard, comme tout le monde.» Repräsentativ für die Epoche der europäischen Aufklärung diskutieren Diderots Figuren über Willensfreiheit und Vorbestimmung, wobei sie gleichzeitig in eine Vielzahl von Abenteuern verwickelt werden. Auch die auf den Atomismus der Antike zurückgehende Konzeption der geringfügigen Abweichungen, die in Lukrez' *De rerum natura* beschrieben und als *clina-men* bezeichnet werden, bleibt über Jahrhunderte prägend. Der aus dem Griechischen stammende Begriff bezeichnet eine Weltordnung, in der nicht alles restlos determiniert ist, sondern der Zufall eingreifen und die kleinsten Teilchen im Fallen zum Zusammenstossen bringen kann. In diesem dynamischen Modell bewirken zufällige Ablenkungen fruchtbare Interaktionen zwischen

den Elementen. Die Künstler wiederum machen sich diese Ideen aus Physik und Philosophie zu Nutze – man denke an Dada, Fluxus oder die experimentelle Musik –, um Artefakte zu schaffen, welche dem Zusammenspiel von Gesetz und Freiheit, von Determinismus und Zufall eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt geben.

Ein kleiner Spaziergang durch die neuere Geschichte des Zufalls Das Zeitalter der Aufklärung

Die Infragestellung des Glaubens an eine göttliche Vorsehung, die im 18. Jahrhundert die Gewissheit einer metaphysischen Ordnung erschüttert, fördert nicht nur das Vertrauen in die Macht der menschlichen Vernunft sowie die Entwicklung der Naturwissenschaften und des Empirismus, sondern auch der Zufall macht sich interessanterweise in den neuen Disziplinen sowie den politischen und moralischen Ansichten bemerkbar. Trotz vieler Vorbehalte ist das Zeitalter der Aufklärung auch dasjenige, welches der Wahrscheinlichkeitstheorie grosse Beachtung schenkt. Obschon deren Grundlagen schon im

17. Jahrhundert durch Blaise Pascal und Pierre de Fermat gelegt wurden, ist es die folgende Epoche, die die Probabilistik für sich entdeckt und sich von der Möglichkeit fasziniert zeigt, zufällige Vorgänge zu formalisieren und berechenbar zu machen.

Horace Walpole führt 1754 den Neologismus *serendipity* ein, um damit die Erfahrung eines Forschers zu beschreiben, der nicht allein mit Scharfsinn, sondern dank eines glücklichen Zufalls findet, wonach er nicht gesucht hat. Auch die Literatur entdeckt das Potential von Zahlen, stochastischen Prozessen und Glücksspielen; diese werden zu beliebten Motiven in Romanen – z. B. in *Manon Lescaut* (1731) des Abbé Prévost – und Novellen, die ebenfalls beanspruchen, über das fließende Verhältnis von Gesetzmässigkeit und Zufallsgeschehen, Determinismus und Freiheit, Ehrlichkeit und Unredlichkeit nachzudenken. Es erstaunt deshalb kaum, dass Casanova (1725–1798) in dieser Zeit berühmt wird, indem er – unter anderen Eigenschaften – einen Spielertyp verkörpert, der sich auf widersprüchliche Weise dem Zufall ausliefert und diesen gleichzeitig zu manipulieren sucht.

Der Glaube an den Fortschritt im 19. Jahrhundert

Nach der französischen Revolution setzen sich Positivismus und Determinismus durch. Eine strikt kausale Auffassung von Letzterem vertritt Pierre-Simon Laplace (1749–1827) in seinem *Essai philosophique sur les probabilités* (1814):

Nous devons donc envisager l'état présent de l'univers, comme l'effet de son état antérieur, et comme la cause de celui qui va suivre. Une intelligence, qui pour un instant donné, connaîtrait toutes les forces dont la nature est animée, et la situation respective des êtres qui la composent, [...] embrasserait dans la même formule les mouvements des plus grands corps de l'univers et ceux du plus léger atome: rien ne serait incertain pour elle, et l'avenir comme le passé, serait présent à ses yeux.

Das 19. Jahrhundert trachtet danach, den Zufall zu domestizieren. Im Weltbild dieser Epoche ist kein Platz für Ungewisses oder Ereignisse ohne Ursache. Als Reaktion gegen das vorherrschende Bestreben, alle Phänomene zu erklären, erkunden Schriftsteller und Künstler die Bereiche des Übernatürlichen und Mysteriösen. In den



Johann Ernst Heinsius: Porträt von Pierre-Simon Laplace (1775)

grossen Fortsetzungsromanen von Alexandre Dumas – man denke an den *Comte de Monte-Cristo* (1844–1846) – oder den fantastischen Erzählungen Guy de Maupassants – wie *Le Horla* (1886/1887) – bricht das Unbegreifliche, ja Unheimliche, in den Alltag ein und der Zufall beunruhigt als unfassbare Präsenz. Das Bedürfnis, in unbekannte Gebiete vorzudringen, zeigt sich auch in der Neugierde eines breiten Publikums für Abenteuer- und Reiseromane. Schriftsteller wie Robert Louis Stevenson, Jules Verne, Karl May, Joseph Conrad, feiern grosse Erfolge mit Werken, in denen geheimnisvolle Ereignisse oder gefährliche Erlebnisse eine zentrale Rolle spielen. Parallel wächst das gesellschaftliche Interesse an Hypnotismus, Mesmerismus und spiritistischen Séancen, während denen versucht wird, in Kontakt mit einer übersinnlichen Wirklichkeit und toten Seelen zu treten. Victor Hugo ist unter den Adepten des Spiritismus und ist überzeugt, mit Geistern kommunizieren zu können. Das Zeitalter der Industrialisierung sowie der fortschreitenden technischen Beherrschung von Natur und Mensch schafft gleichzeitig die Voraussetzungen für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Unbewussten, für die Entwicklung von Psychiatrie, Psychologie, Psychoanalyse und weiterer Wissenschaftsdisziplinen.

Das 20. Jahrhundert: der Zufall als Methode

An der Schwelle vom 19. und 20. Jahrhundert kündet Stéphane Mallarmés Gedicht *Un coup de dés jamais n'abolira le hasard* (1897) von der Vergeblichkeit, den Zufall ausschalten zu wollen. Der Dichter anerkennt das Nichtvorhersagbare als Ermöglichungsbedingung und wesentlichen Aspekt des literarischen Werks. Er weist auf die Spannungen hin, die das beginnende Zeitalter prägen und die Beziehungen von Zufall und Notwendigkeit verschieben werden. Doch auch die Entdeckungen in den Naturwissenschaften, der Mathematik und Physik mit der Entwicklung der Relativitätstheorie, Quantenmechanik, Kybernetik und Chaostheorie veranlassen, die Auffassungen von Zufallsereignissen zu überdenken und im Zusammenhang komplexer Systeme neu zu konzipieren. Auf dem Gebiet der Künste lässt sich beobachten, dass der Zufall vermehrt und willentlich in den Schaffensprozess miteinbezogen wird, was mit einem veränderten Verständnis von Autorschaft und Autorabsicht einhergeht. Dadaismus und Surrealismus entdecken den Zufall als ästhetisches Prinzip und Vorgehensweise – illustriert u. a. durch André Bretons *hasard objectif* und Hans Arps Collagen mit dem Titel *Les lois du hasard* –, Karlheinz Stockhausen, Pierre Boulez und John Cage nutzen ihn als Kompositionstechnik, als methodisch angewandtes Verfahren, das während der Produktion und Interpreta-

tion musikalischer Werke mitwirkt und unerforschte Freiräume offenlegt. Aleatorische Operationen erobern alle Kunstsparten: Merce Cunningham experimentiert als Tänzer und Choreograf mit Zufallsprozessen und überschreitet damit die Grenzen bekannter Bewegungsmöglichkeiten. Fotografen wie Man Ray und Henri Cartier-Bresson versuchen, das Unvorhersehbare im *instant décisif* einzufangen und für eine Ästhetik des Augenblicks, des Singulären fruchtbar zu machen.

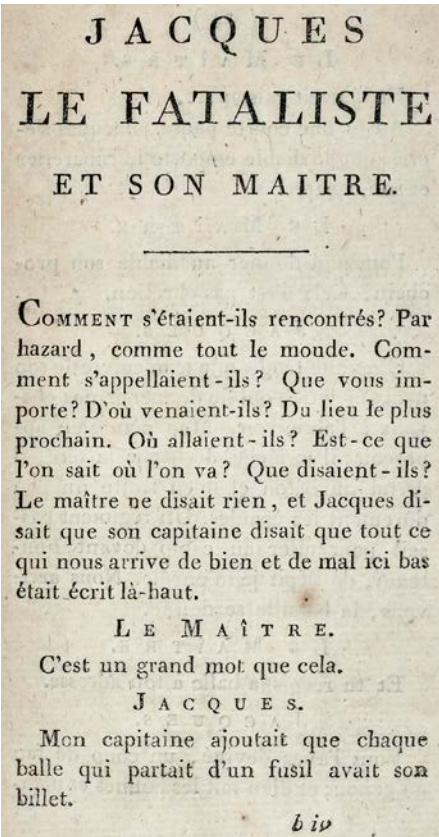
Für Paul Valéry bezeichnet der Zufall die Möglichkeit, in jedem Augenblick überrascht zu werden, da ein einzelner Mensch unfähig ist, sich auf alle eintretenden Vor-, Zwischen- und Unfälle vorzubereiten. Er entdeckt im *le possible-à-chaque-instant* das performative Potential, welches während des kreativen Prozesses neue Formen hervorbringt, nicht beabsichtigte Bedeutungen enthüllt und so den Künstler motiviert, sich und sein Schaffen weiterzuentwickeln. Sein Ideal ist es, trotz der Wahl einer beschränkten Anzahl die Gesamtheit der gestalterischen und inhaltlichen Varianten in jeder wichtigen schöpferischen Phase zu evozieren. Jorge Luis Borges, der sich



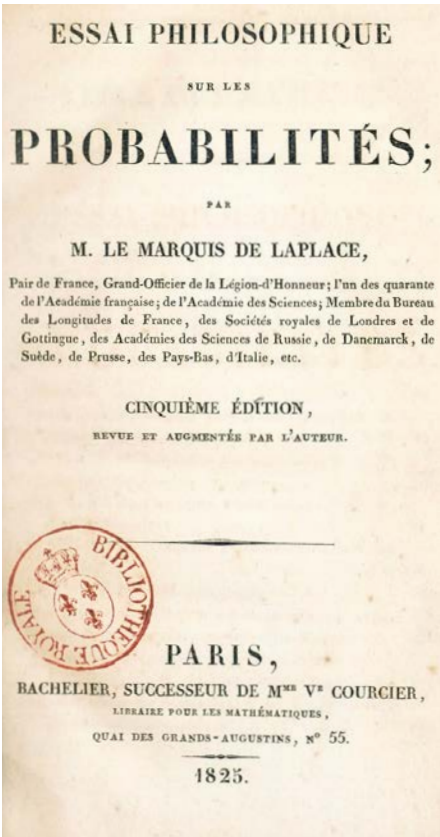
Stéphane Mallarmé (Fotografie von Nadar, um 1890)

gern auf Valéry bezieht, wird in seinen *Ficciones* (1944) – wie *El jardín de senderos que se bifurcan* und *La biblioteca de Babel* – versuchen, diese Totalität aller möglichen Welten und Wege zu suggerieren. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erlaubt der Einsatz des Computers, den Zufall zu simulieren und die Wahrscheinlichkeit von Ereignissen immer genauer zu modellieren, um Prognosen zu machen (z. B. hinsichtlich des Klimawandels). Auch Schriftsteller und Künstler experimentieren mit Rechnern, um Werke hervorzubringen, die das Resultat eines programmierten Zufalls sind, die von beabsichtigten und aleatorischen Aktionen gleichermaßen gesteuert werden, wodurch sie die Unterscheidbarkeit von freiem Willen, Determinismus und stochastischen Prinzipien unterlaufen. Mit dem leichten Zugang zum World Wide Web, ab Mitte der 1990er Jahre, entsteht eine digitale Kunst, die die Vorstellungen von Originalität, Individualität und Urheber radikal infrage stellt. Und mit der rasanten Entwicklung der künstlichen Intelligenz im 21. Jahrhundert stehen wir nun vor der Herausforderung, unsere Freiheit, unsere kognitiven Kompetenzen und unsere Kreativität bewusst zu verteidigen, denn

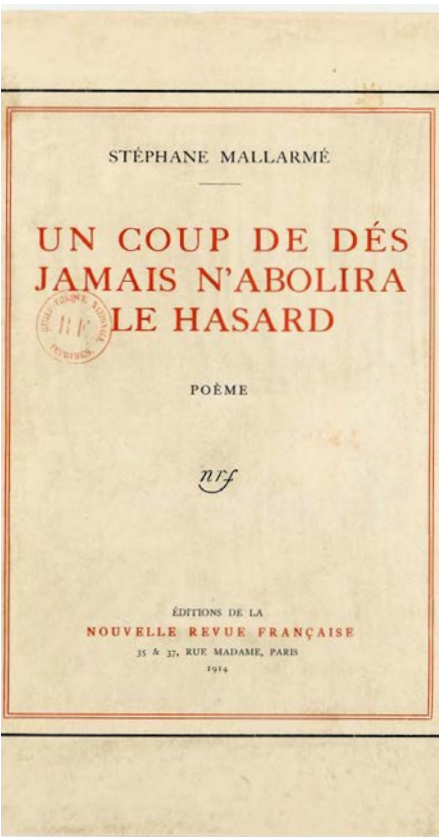
angesichts des problematischen Fortschritts der digitalen Technologien wird unser Denken und Handeln verstärkt auf unsichtbare Weise manipuliert und kontrolliert. Der Zufall ist ein Phänomen, dessen Wahrnehmung sich im Laufe der Zeit fortlaufend wandelt, ein Ereignis, das uns sowohl im Alltag wie auch in den Wissenschaften und Künsten begegnet und sich daher hervorragend für eine interdisziplinäre Herangehensweise und Thematisierung eignet.



Denis Diderot: « Jacques le fataliste » (erste Seite der Ausgabe von 1796)



Titelblatt des « Essai philosophique sur les probabilités » (5. Aufl. 1825)



Umschlagseite von « Un coup de dés jamais n'abolira le hasard » (Ausgabe von 1914)

Le dé le plus improbable – eine Kurzgeschichte

Text Hanna Balmer, AN6a

Stellt euch vor, ihr würfelt immer wieder und hofft, dass irgendwann eine Sechs erscheint. Ob eine Sechs gewürfelt wird, liegt bei einem einzelnen Wurf in den Händen des Zufalls. Wie gross ist aber die Wahrscheinlichkeit, dass dies niemals passiert? Genau diese Frage stellte ich mir, als wir im Matheunterricht in Fribourg, wo ich ein Austauschsemester im Rahmen der Immersion française verbrachte, gerade das Thema der Wahrscheinlichkeit behandelten. Davon inspiriert ist später, im Rahmen meiner Maturaarbeit zum Thema «Unendlichkeit», die Kurzgeschichte «Le dé le plus improbable» entstanden; mit zwei anderen Kurzgeschichten befasst sie sich mit dem literarischen Aspekt dieses Themas und setzt sich damit auseinander, wie wir Menschen mit dem Unendlichen umgehen können und wie uns die Existenz dieses Konzepts beeinflusst. Jede Geschichte beleuchtet einen anderen Aspekt dieser Fragen und versucht auch, die Thematik der Unendlichkeit in ihrer Form und Sprache widerzuspiegeln. So fragt sich die Geschichte «Le dé le plus improbable», wo der Übergang der Endlichkeit zur Unendlichkeit ist – will es der Zufall, so könnte das Würfelspiel bis in die Ewigkeit weitergehen ... Ich hoffe, dass ich euch mit dieser Geschichte ein wenig von meiner Faszination für das Thema der Unendlichkeit mitgeben kann und wünsche euch viel Freude beim Lesen!

Le dé le plus improbable

Dans un restaurant au bout du monde, deux personnes sont assises à table, face à face, et jouent aux dés. Ce sont une femme et un homme, et leurs yeux fixent du regard un dé insignifiant, un dé qui, depuis qu’il existe, en a vu de toutes les couleurs. Ils le regardent intensément, ce dé d’un blanc déteint qui semble les fixer en retour de ses yeux foncés. Ils sont absorbés par le jeu, tout autour d’eux semble s’estomper. La seule chose qui compte est le dé. Le dé et ses yeux foncés. Ce dé qui bascule de temps en temps, qui roule – tout ça pour enfin s’immobiliser et montrer, de ses yeux intenses, un nombre. Un nombre entre un et six. Et à chaque fois, il y a un sixième de chance pour chaque nombre. Des chances égales, pas plus, pas moins. Le jeu est simple. La première personne à obtenir six gagne. L'homme et la femme jouent à tour de rôle. C’est si simple, ce jeu, il faut seulement lancer le dé, ce dé

équilibré, et attendre. Attendre et espérer. Espérer que les probabilités penchent en sa faveur. Si simple. Au moment voulu, le dé décidera. Au moment voulu, l’un d’eux gagnera. Et jusqu’à ce que cela se produise, ils jouent. Ils jouent déjà depuis des années. Jamais le dé n’a affiché six, personne n’a encore jamais gagné. Ils jouent chaque jour, à chaque heure, à chaque minute de veille. Ils jouent et jouent, jouent pour gagner et pour pouvoir arrêter. Ils jouent avec leur temps. Chaque jour, ils commencent avec la même motivation, avec le même optimisme, la même pensée que ce jour pourrait être celui où l’un d’eux gagnera. Et chaque jour, ils finissent avec la même déception, avec le même pessimisme, la même pensée que peut-être ce jour où l’un d’eux gagnera n’arrivera jamais. Toute la ville a entendu parler du jeu. Parfois, les habitants viennent en spectateurs, viennent voir le jeu au restaurant au bout du monde. Ils suivent le jeu, suivent avec leurs yeux le dé qui roule, se focalisent sur les visages tendus du joueur et de la joueuse. Ils observent le jeu, et au fil des années, ils restent aussi passionnants qu’au premier jour; ils viennent pour encourager la joueuse et le joueur, ils viennent afin de bavarder avec eux, afin de bavarder pour les divertir. De même, ils viennent pour parier – des dizaines de paris ont déjà été faits en faveur de la femme et de l’homme également. Ces spectateurs trouvent fascinant le dévouement de la femme et de l’homme. Ils trouvent fascinant les voir continuer, continuer à lancer le dé, continuer malgré les années. Et chaque fois, que l’un d’eux – l’homme ou la femme – jette son dé, les spectateurs sont également tendus dans l’attente du résultat. Chaque fois, ils pensent à la probabilité et chaque fois, ils sont également déçus, autant que les joueurs eux-mêmes, que le nombre six ne s’affiche pas. Ce sont ces spectateurs qui motivent la femme et l’homme, les motivent à continuer de jouer, à tenter de gagner. Il y a aussi de nouveaux spectateurs, des spectateurs qui ont entendu parler de ce jeu par l’ami de l’ami d’un spectateur, qui sont intéressés au jeu et décident de venir l’observer par eux-mêmes. C’est ainsi qu’il se raconte qu’un jour, une petite fille est venue au restaurant, a vu le dé rouler, s’est demandé pourquoi. Elle a demandé aux joueurs la raison du jeu, demandé pourquoi le dé roule, pourquoi déjà tant de fois. À ce moment précis, tout le monde a regardé la petite fille, trouvant la question justifiée, momentanément distrait du dé qui continue à rouler. Personne ne pense plus au nombre, qui s’affiche au moment où le dé s’immobilise, personne ne le voit, ni la femme, car soudain elle remet en question le sens même du jeu, ni l’homme, agacé par la question, ni les spectateurs, concentrés sur la fille. Sans regarder, l’homme re-

prend le dé, sans prêter attention au nombre que la femme vient de tirer. C'est l'unique fois où le résultat d'un tirage n'a pas été scruté par tous. Personne n'a vu le nombre. «Et si c'était un six?», se demande-t-on. Personne ne le sait. Mais, avec le temps, on oublie cette petite fille. Le tirage, ce tirage dont on n'a pas su le nombre, ce tirage qui aurait peut-être pu montrer un six et mettre un terme au jeu, tombe dans l'oubli. Petit à petit, on n'y pense plus. Ce qui compte est seulement le nombre actuel, le nombre que le dé lancé à l'instant s'apprête à afficher.

De fil en aiguille, tous avancent en âge, non seulement les joueurs, mais aussi les spectateurs. En vieillissant, l'homme et la femme deviennent de plus en plus lents. Ils prennent leur temps, plus de temps pour jeter le dé, et ils mettent du temps pour discerner le nombre affiché par les yeux du dé, ces yeux foncés du dé qui ternit à chaque tirage. De fil en aiguille, ils s'attristent, sans perdre leur détermination à vouloir gagner, ils s'attristent de la mort des anciens spectateurs, qui ignorent le résultat du jeu, qui ignorent à jamais s'ils gagneront leur pari, qui ignorent si c'est la femme ou l'homme qui obtiendra un six, ou si ces derniers lanceront le dé jusqu'à leur propre mort. Ces spectateurs qui ne sauront jamais la fin de cette histoire, ces spectateurs disparus connaissent seulement

l'histoire des deux joueurs, celle d'une femme et d'un homme qui jetaient le dé, un dé insignifiant, le regardaient rouler au fil des années, qui jouaient pour obtenir un six. Ils regardaient ses yeux foncés qui semblaient les regarder en retour, mais sans succès jusqu'ici. Jusqu'à un âge très avancé, ni l'une, ni l'autre n'obtiendraient un six, jamais. Bien qu'ils aient joué tant de fois. Jamais. Mais peut-être, peut-être qu'à l'avenir, cela se produira. Peut-être. Ce qui est sûr, c'est que cette femme et cet homme continuent à lancer le dé, ce dé insignifiant avec ses yeux foncés, qu'ils continueront jusqu'à la mort ou jusqu'à ce que l'un d'eux gagne.

Mais, nous, nous non plus, nous n'en saurons pas plus, car la spectatrice qui m'a raconté ce jeu, elle aussi est malheureusement décédée. Maintenant, plus personne ne pourrait me raconter la fin de cette histoire, si la femme et l'homme jetèrent le dé une dernière fois et trouveraient la paix, ou si le dé refusa à jamais d'afficher un six, d'afficher ce nombre avec ses yeux foncés, s'il refusa de laisser l'un d'eux gagner. Nous ne saurons jamais s'il est toujours sur la table du restaurant, s'il ne récompensa jamais le dévouement des deux joueurs. La seule chose que je peux vous dire est qu'ils jouèrent leur vie aux dés et que s'ils n'obtinrent pas de six, ils jetèrent le dé obstinément jusqu'à la fin de leurs jours.

Nichts dem Zufall überlassen – Rituale, Glücksbringer und Prüfungssituationen

Haben Sie einen Glücksbringer, den Sie an Prüfungen, bei einem wichtigen Termin dabei haben? Oder haben Sie ein bestimmtes Ritual, das Sie an einem Prüfungstag durchführen? – Dazu haben wir einige Schülerinnen und Schüler der KZN befragt. Hier ist, was sie geantwortet haben:

Einen klassischen Glücksbringer habe ich nicht. Trotzdem trage ich eine Halskette, die mir sehr viel bedeutet. Den runden Anhänger mit dem eingravierten Herz habe ich von meiner Grossmutter zu meiner Konfirmation bekommen, das Herz hat sie selbst gezeichnet.
Lynn Fleur Doutaz, F6bG

Kurz vor dem Test bete ich meistens. Das beruhigt mich, hilft mir, mich zu fokussieren, und gibt mir Vertrauen, dass ich nicht alleine bin und es gut kommt.
Sara Schmid, F6fP

Ich habe nicht einen eigentlichen Glücksbringer, aber ich habe bei der Gymi- und FMS-Prüfung immer die gleiche Kette angehabt. Eine Kette, die mir meine Oma vor ihrem Tod geschenkt hat.
Sigridur Aradóttir, F5cK

Vor jeder Prüfung sage ich leise das französische Wort «merde». Die Mutter einer guten Freundin kommt aus Lausanne und sie hat mir mal gesagt, dass dies Glück bringen soll. Seitdem mache ich dies vor jeder Prüfung und fühle mich dadurch sicherer.
Lili Stahel, F6fP

Mein Glücksbringer ist meine Uhr, welche ich an jedem Schultag an meinem linken Arm trage. Sie unterstützt mich während der Prüfung, indem sie mir verrät, wie viel Zeit mir noch bleibt und ob ich noch etwas länger an einer bestimmten Aufgabe dranbleiben oder doch lieber zur nächsten springen soll.
Leandro Caggiula, F5cK

Bei einer Prüfung wünsche ich allen um mich herum viel Glück, weil ich manchmal das Gefühl habe, dass dieses Glück dann auf mich abfährt.
Julia Kaufmann, F6bG

Mich beruhigt eine bestimmte Passage aus Pjotr Iljitsch Tschaikowskis Schwanensee. Sie versetzt mich in Prüfungslaune und meine Gedanken schwimmen in der Melodie. Ohne darüber je gross nachgedacht zu haben, wurde diese Routine zu einem kleinen Ritual.
Noé Ferreira, F6bG

Ich habe keinen Glücksbringer, aber ich achte bei wichtigen Prüfungen darauf, dass ich Kleidung an habe, in der ich mich wohl fühle. Als Kind dachte ich bei wichtigen Skirennen, es würde mir Glück bringen, wenn ich meine Lieblingssocken bis zum letzten Tag fürs Skirennen aufspare, als ob ich mit meinen Lieblingssocken schneller im Ziel wäre.
Sophia Geertsen, F6bG

Bis zur zweiten Klasse benutzte ich immer den gleichen Stift an Prüfungen. Es war ein Bleistift, den ich gefunden hatte. An dem Tag hatte ich bei einer Prüfung eine 6 geschrieben.
Gurudas Rajasekaran, F5cK

Mein Vater schenkte mir einen Stein, den er im Red Canyon gefunden hatte. Er hat ein Loch hineingemacht und daraus mit einer selbst geflochtenen Kordel eine Kette gebastelt. Diese Kette hatte ich früher in der Schule immer dabei, sie half mir, meine Ängste zu überwinden. Heute ist sie meine Glückskette, die ich bei wichtigen Prüfungen usw. in meiner Tasche habe.
Leana Wolf, F6fP

Mein Glücksbringer ist ein kleiner Schmetterling aus Plastik. Ich habe ihn in sieben verschiedenen Farben. Jeder Schmetterling ist einem oder mehreren Fächern zugeordnet; der grüne Schmetterling beispielsweise ist für Bio, Chemie und Physik.
Livia Zürcher, F6fP

Wenn ich eine Prüfung schreibe, darf ein kleines gezeichnetes Segelboot auf meinem Blatt nicht fehlen. Es bringt mir Glück und gibt mir Sicherheit. Mit diesem Ritual habe ich kurz nach dem Tod meines Grossvaters begonnen. Er war ein begeisterter Segler und hat seine Leidenschaft für das Segeln an die ganze Familie weitergegeben. Das kleine Segelboot steht für meine Familie, die mich während meiner gesamten Schulzeit stets unterstützt hat und so auch während der Prüfung bei mir ist.
Emilie Kettler, F6bG

Bei jedem wichtigen Anlass trage ich immer die gleiche Kette. Die Kette ist ein Herz, welches gefüllt ist mit der Asche meiner verstorbenen Katze.
Sarina Koller, F6fP

In der 6. Klasse hatte ich eine Phase, in der ich drei spezifische Stifte in einer ganz bestimmten Reihenfolge hinlegen musste. Die Stifte hatten nicht einmal eine besondere Bedeutung für mich, doch sie spielten damals eine wichtige Rolle in meinem Alltag.
Esmae van den Heiligenberg, F6bG

Ich ziehe am Morgen immer zwei spezielle Ringe an. Wenn ich den richtigen Ring an den richtigen Finger stecke, wird die Prüfung gut ablaufen, wenn ich jedoch den falschen Ring anstecke, wird die Prüfung eher mau. Dieses Ritual mache ich schon seit ein paar Jahren, aber leider bin ich an vielen Morgen zu müde, um die Ringe richtig anzustecken ...
Luca Senn, F6fP

Mein Glücksbringer war ein kleiner, grauer Engel. Mein Geburtsdatum war auf seinem Bauch eingraviert. Eine Freundin von mir hatte ihn mir geschenkt. Es hat mir immer sehr gutgetan, mir vor Prüfungen oder Vorträgen diesen Engel anzusehen oder ihn zu berühren. Da er aus Metall war, hat er sich manchmal kalt angefühlt, was mich entspannte. Ich habe ihn aber verloren. Seitdem habe ich leider keinen Glücksbringer mehr.
Hikmat Ibrahim, F5cK

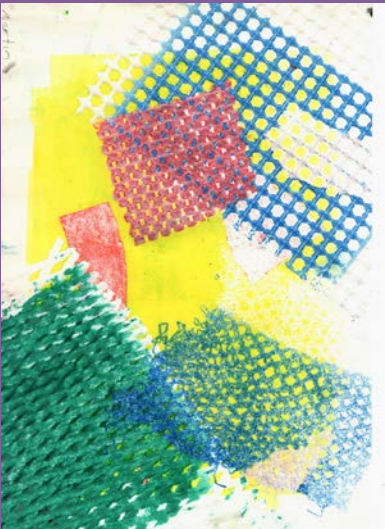
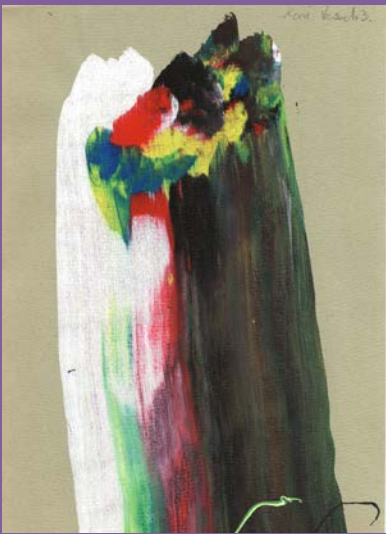
In der Primarstufe hatte ich eine ganze Box voller kleiner Gegenstände, die ich irgendwann mal angeschaut und denen ich gesagt hatte: «Du bringst mir jetzt Glück!». Es waren kleine Figuren, schöne Steine, Federn. Ich hatte sie gefunden, gekauft oder von meinen Eltern und Freunden geschenkt bekommen.
Fiona Meier, F5cK

Ich teste vor jeder Prüfung meinen Stift. Ich hatte einmal eine Prüfung, bei der mein Stift nicht funktioniert hat. Es war mir nicht erlaubt, während der Prüfung einen neuen Stift aus meinem Etui zu nehmen. Daher konnte ich die Prüfung nicht zu Ende schreiben. Dies ist mir so in Erinnerung geblieben, dass ich das nun stets zu vermeiden versuche.
Lara Senn, F6fP

Der Zufall gestaltet mit

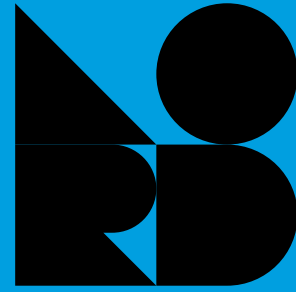
Text Kathrin Wolter, Praktikantin von
Renate Clematide (Bildnerisches Gestalten)
Bilder Kathrin Wolter und Renate Clematide
(Bildnerisches Gestalten)

In dieser Unterrichtssequenz, welche ich im Rahmen eines Praktikums durchführte, stand Kunst als Experiment im Zentrum. Die Schülerinnen und Schüler arbeiteten forschend mit verschiedenen Materialien und Techniken und erprobten den Spannungsraum zwischen Zufall und bewusster Gestaltung. In experimentellen Settings mit Flüssigkeiten, Raketetechniken sowie Spur- und Abdruckverfahren untersuchten sie Materialreaktionen, Bewegung, Druck und Struktur. Die entstandenen Ergebnisse wurden beobachtet, reflektiert und dokumentiert. Aus den experimentellen Arbeiten entwickelten die Schülerinnen und Schüler Zeichnungen, Muster und Collagen. Begleitend setzten sie sich mit Positionen des abstrakten Expressionismus und des Surrealismus auseinander. Der gesamte Prozess wurde in einem selbstgebundenen Zine festgehalten, welches die Schülerinnen und Schüler in InDesign gestalteten. Das Deckblatt entstand als Collage aus den unterschiedlichen Experimenten. Ziel war es, Neugier, Risikobereitschaft und visuelle Sensibilität zu fördern und den Zufall als kreatives Gestaltungsmittel bewusst zu nutzen.



WIE GEHTS DIR?

Kantonsschule
Zürich Nord



Planlos?

Traurig?

Belastet?

 **Schulsozialarbeit**
Gemeinsam finden wir einen Weg!

Mehr Infos und
Fachstellen:



Der Fachbereich Theater

Bild: Roth & Schmid



Karin Arnold, Kira van Eijssen, Thomas Gruebler (v.l.n.r.)

Theater – echt jetzt!

Text Karin Arnold und Kira van Eijdsen (Fachbereich Theater)

Wir unterrichten nun schon seit einigen Jahren an der KZN und entdecken das Theater mit jedem Kurs wieder neu. Für uns ist Theater eine der aufregendsten Arten, uns auf die Welt, in der wir leben, einzulassen: über sie nachzudenken, mit ihr zu spielen, Haltung zu entwickeln und Ausdrucksformen für diese Auseinandersetzung zu finden.

Im Freifach Theater können wir zusammen mit den Spielenden verhandeln, was und wie immer wir wollen: Liebe, Krieg, Slapstick, Physik ... Wir können durch Geschichten anderer auf die Gegenwart blicken oder unsere eigenen Gedanken und Erfahrungen in den Raum stellen. Wir arbeiten mit Licht, mit Musik, mit Texten, mit Bühnenräumen, mit Kostümen und vor allem mit unseren Körpern. Manche Gedanken lassen sich am passendsten mit Sprache ausdrücken. Gewisse Erfahrungen, Emotionen oder Stimmungen setzen wir treffender mit Musik, Bewegung oder einer Lichteinstellung um. Theater ist ein Zusammenspiel unterschiedlichster Disziplinen. Alles ist möglich. Im Theater können wir mit den passenden Hilfsmitteln fliegen, sterben oder 3000 Jahre zurückreisen. Der Entwicklungsprozess eines Theaterstücks dauert von der ersten Probe bis zur letzten Aufführung. Er erfordert die intensive Zusammenarbeit aller Beteiligten. Ohne gegenseitige Toleranz, Vertrauen, offene Antennen, enorme Flexibilität und Verantwortungsbewusstsein lässt sich kein Theater machen. Szenen werden bis kurz vor der Premiere geändert und umgestellt. Während des Prozesses und während der Aufführungen sind alle aufeinander angewiesen. Es braucht die Präsenz jeder einzelnen Person, damit nichts implodiert. Das ist eine Herausforderung, schweisst aber enorm zusammen. Eine Aufführung kann gleichzeitig stressen und glücklich machen.

Jede Woche treffen wir uns, um auf den Theaterabend im April hinzuarbeiten. Nach den Sommerferien, wenn der Theaterkurs beginnt, ist noch alles offen. Wir stehen am Anfang eines Prozesses und lernen uns kennen. Neben der inhaltlichen Auseinandersetzung üben die Schülerinnen und Schüler in diesem Kurs das Handwerk der darstellenden Kunst. Wir spielen mit Raum und Zeit, mit Sprache, Stimme und Körper. Wir schulen unsere Bühnenpräsenz, riskieren die Ungewissheit von Improvisationsmomenten, stellen uns allein in den Mittelpunkt oder kreieren als gesamte Gruppe Bilder.

Immer wieder – immer neu!

Jedes Jahr formiert sich unser Theaterensemble neu. Und mit jeder neuen Gruppe rückt ein anderes Thema oder Stück in den Fokus – wir haben schon Romane auf die Bühne gebracht und ganze Abende einem Song gewidmet ... Diesmal stand anfänglich die Lust am Splattermovie im Raum. Uns interessierte der Umstand, dass im Theater und auch im Film Dinge sehr viel Spass machen können, die im realen Leben nicht lustig bzw. nicht möglich sind. Zum Beispiel: sterben. Wir sind viele Male gestorben in der Dependance – in Zeitlupe, laut und leise. Wir haben Schmerzgeräusche choreografiert und den Raum mit epischen Chorklängen gefüllt.

Unzählige Bilder von Schlachten und mutigen Krieger*innen aus Sagen, Theater und Filmen sammeln sich in unseren Erinnerungen. Und wir haben uns gefragt, wie wir mit der Faszination dieser Bilder in der heutigen Realität umgehen wollen. Während der Recherche zu Schlachten der letzten 4000 Jahre sind wir auf Frauen gestossen, die Widerstand geleistet und dem kriegerischen Sterben etwas entgegengesetzt haben. Aus den Bildern von Schlachtfeldern und den Geschichten dieser widerständigen Frauen entwickeln wir nun den Theaterabend BRAVEHEARTS. Im Gegensatz zum realen Leben kann man im Theater Held*innen aus der Geschichte zurück an die KZN holen und sie um Rat fragen. Einfach so.

Jetzt, zum Zeitpunkt, an dem wir diesen Text schreiben, sind wir noch mitten im Probenprozess. Wir treffen uns mit Tanja, um Kostüme anzuprobieren, richten mit Sabina das Schlagzeug ein, üben im Chor mit Johanna den Wechsel von der Kopf- in die Bruststimme, schreiben und verändern Texte, entwickeln gemeinsame Choreografien im Raum, besprechen mit der Technikcrew die Lichteinstellungen und spüren erste Anflüge von Lampenfieber.

Theaterangebot an der Schule – Bühne frei für dich!

Text Karin Arnold und Kira van Eijdsen
(Fachbereich Theater)

Hast du Lust, in andere Rollen zu schlüpfen, neue Leute kennenzulernen und gemeinsam etwas auf die Bühne zu bringen? Dann ist Theater genau das Richtige für dich. Egal ob mit oder ohne Erfahrung – bei uns kannst du ausprobieren, improvisieren und kreativ sein. Nebenbei trainierst du viele Dinge, die auch im Alltag und in der Schule richtig hilfreich sind: Du lernst, sicher aufzutreten, klar zu sprechen, deine Stimme einzusetzen, präsent zu sein und vor anderen zu stehen, ohne nervös zu werden. Auch Teamarbeit, Kreativität und spontanes Reagieren spielen eine grosse Rolle. Und das Beste: Man lernt all das spielerisch – beim Proben, Ausprobieren und gemeinsamen Lachen.

Jahreskurs Theater

Im Jahreskurs Theater erarbeiten wir gemeinsam im Ensemble eine abendfüllende Inszenierung, die kurz vor den Frühlingsferien auf der grossen Bühne aufgeführt wird. Wir tauchen intensiv in ein Thema ein, arbeiten mit Text, Bewegung, Musik und Licht. Dabei geht es nicht nur ums Schauspielen, sondern auch um Teamarbeit, Kreativität und darum, eine Geschichte gemeinsam auf die Bühne zu bringen. Geprobt wird jeweils freitags von 15.15 – 17.00 Uhr. Zusätzlich gibt es sechs Intensivprobetage sowie ab Januar einige verlängerte Proben, damit wir uns optimal auf die Aufführungen vorbereiten können.



BRAVEHEARTS. Bild Nelly Rodriguez

Für die Leisen & die Lauten, die Mutigen & die Schüchternen, die Schrägen & die Normalen – für alle: Hier schaffen wir gemeinsam einen Ort, an dem ihr eintauchen und ausbrechen, Freundschaften schliessen und Erinnerungen fürs Leben sammeln könnt. *Bist du dabei?*

Semesterkurs Theater HS

Der Semesterkurs ist etwas kleiner vom Aufwand her und sehr experimentierfreudig. Hier probieren wir verschiedene Theaterformen aus, machen Spiele, Übungen und Improvisationen, schlüpfen in unterschiedliche Rollen, schreiben Texte und entdecken gemeinsam, was auf der Bühne alles möglich ist. Du trainierst deine Auftrittskompetenz, entwickelst Fantasie und lernst, dass auch das Scheitern auf der Bühne Teil des kreativen Prozesses ist – und oft sogar besonders lustig sein kann. Am Ende des Semesters zeigen wir unsere Arbeit in einer kleinen Werkschau oder einem Showing für Familie und Freunde. Der Kurs findet montags von 16.10 – 17.45 Uhr statt, dazu kommen 3–4 verlängerte Proben.

Einführungskurs Theater FS

Der Einführungskurs findet im Frühlingssemester statt und ist für alle offen – Vorkenntnisse brauchst du keine. Der Kurs eignet sich perfekt, um erste Theaterluft zu schnuppern. Wir spielen Theater- und Improvisationsspiele und finden heraus, wie viel Spass es machen kann, gemeinsam zu spielen. Es gibt keine Aufführung und keine zusätzlichen Proben – einfach kommen, mitmachen und ausprobieren.



BRAVEHEARTS. Bild Nelly Rodriguez



BRAVEHEARTS. Bild Nelly Rodriguez

Schülerinnentexte zum Theater

Was mache ich hier eigentlich?

«Komm schon, jetzt halt deine Rede!» Es ist nur ein kurzer Satz, und doch übt er so einen Druck auf mich aus. Die Umgebung um mich herum verschwimmt, nur die Gesichter meiner Mitspielerinnen sehe ich noch. Jedes noch so kleine Zucken. Ich versuche sie zu lesen, zu sehen, ob sie mich lächerlich finden. Ich habe Angst. Oft frage ich mich, wieso ich überhaupt hier bin, warum ich mir das überhaupt antue. Vielleicht fragt ihr euch das auch. Und ich glaube nicht, dass es eine rationale Antwort auf diese Frage gibt. Vielleicht könnt ihr mich verstehen, wenn ich euch von meinen Gefühlen erzähle, die ich habe, wenn ich Theater spiele. Sobald ich den Saal betrete, umgibt mich ein Gefühl von Freiheit. Ein Gefühl, alles und jedes sein zu dürfen, ohne dass es komisch ist. Wenn ich traurig bin, kann ich jemanden spielen, dem es besser geht. Wenn ich wütend bin, kann ich hier fröhlich sein. Für manche von uns ist es ein Weg, mit den eigenen Gefühlen umzugehen. Für andere ist es einfach eine kurze Auszeit von der Realität. Wenn es dann so weit ist, und man auf der Bühne steht, und die Menschen sieht,

die einem zuhören, dann fühlt man sich plötzlich stark. Man hat das Gefühl, dass es okay ist, wie man ist. Dass es Leute gibt, die einem gerne zuhören, die einen ernst nehmen und sich vielleicht selbst sehen in dem, was man sagt. Und ja, manchmal ist es schwierig, manchmal habe ich Angst. Aber genau diese Angst, diese Unsicherheit, ist es, die mich so viel lehrt. Dann merke ich, dass sich all die Arbeit, die Verzweiflung, die Unsicherheit und der Stress gelohnt haben. Und auch jetzt zweifle ich manchmal noch, an mir selbst, an unserem Stück, und doch weiss ich, dass ich, wenn ich im April auf der Bühne stehe, mich wieder unglaublich beflügelt fühlen werde. Und deswegen weiss ich jetzt schon, dass ich nächstes Jahr wieder dabei sein werde. Und das darauffolgende Jahr auch. (Emma Schlüter, K4c)

Theatermenschen – unsere kleine Familie

Wir stehen in einem kleinen Raum, umzingelt von Kartonschachteln. Farben und ganz viel Glitzer zieren unsere Gesichter. Von draussen hören wir das Gemurmel der Zuschauerinnen und Zuschauer, letzte Schritte, bevor sie

ihre Plätze finden. In unserem Raum murmeln wir auch, Witze und Sprüche, um uns Mut zu machen. Die Aufregung ist gross. Heute Abend zeigen wir, was wir ein Dreivierteljahr lang erarbeitet haben. Wir zeigen, wofür wir bis spät abends und an den Wochenenden geprobt haben. Was da doch alles schiefgehen könnte. Wer muss jetzt nochmals zuerst raus und wann sage ich nochmals was? Was, wenn ich stolpere, im falschen Moment spreche oder, noch schlimmer, meinen Text ganz vergesse?! Ich schaue mich im Raum um und ich schaue in diese Gesichter, die mir einst so fremd waren, die ich jetzt zu meinen Freundinnen und Freunden zähle. Ich merke, dass mir eigentlich nichts passieren kann, weil wir einander vertrauen und niemand hier allein ist. Wir sind alle hier, um gemeinsam Spass zu haben, so wie in jeder Probe zuvor und in jeder Aufführung, die noch folgen wird.



BRAVEHEARTS. Bild Nelly Rodriguez



BRAVEHEARTS. Bild Nelly Rodriguez

Aus diesem Grund liebe ich das Theater so. Es kommen so viele verschiedene Menschen zusammen, die eine Leidenschaft teilen. Alle haben eigene Ideen und Interessen, die wir gemeinsam versuchen, zu einem Stück zu formen. Die unzähligen Stunden, die wir gemeinsam verbringen, und die Leidenschaft und Hingabe für unser Stück lassen uns zusammenwachsen, wie eine kleine Familie. (Alice Bodenhausen, P4k, und Samira Rojas, NP4j)

Theater Pro&Pro

Wenn mich jemand fragt, warum ich ins Theater gehe, antworte ich meistens mit: Ich mag die Leute dort und es macht mir Spass. Was sehr wohl ein Grund ist, jedoch nicht der wichtigste. Ich gehe besonders deshalb ins Theater, weil ich dort den Schulstress hinter mir lassen kann. Am Freitagnachmittag in der Dependance fühlt es sich an wie eine Auszeit – von Noten und dem Vergleichen mit anderen.

Im Theater kann ich die Person sein, die ich sein möchte, umgeben von Menschen und Freunden, die ich mir schon wünsche, seit ich klein bin. Im Theater kann ich die Person sein, die ich schon immer sein wollte, ohne mich dabei beurteilt oder blossgestellt zu fühlen. Theater ist für mich ein Ort, an dem ich loslassen kann. Ich kann in verschiedene Rollen schlüpfen und Geschichten erzählen, etwas, was mir schon seit meiner Kindheit gefällt. Ausserdem arbeitet man im Theater im Team, wird kreativer und lernt viel über sich selbst und lernt auch, über sich hinauszuwachsen. Für mich ist Theater deshalb mehr als nur ein Hobby. Es ist ein Ort der Befreiung. (Felicia Wehrli, F5eP)

Applaus für einen Anfang – ein Herzensprojekt entsteht

Text Malika Ahmadi, F6fP

Hinter dem Vorhang stehen wir im Kreis, die Hände ineinander verschränkt. Die Luft riecht nach Schminke und warmem Scheinwerferlicht. «Ihr schafft das», sage ich und merke, wie meine Stimme am Ende leicht bricht. Jemand lacht nervös. «Ja, wir schaffen das», kommt es zurück – etwas zu schnell, etwas zu laut. Neben mir drückt jemand meine Hand fester. Ich öffne die Augen und sehe gerötete Wangen und glänzende Blicke. Für einen kurzen Moment frage ich mich, ob wir wirklich bereit sind. Vor uns liegt die Bühne mit dem Halbkreis aus Stühlen, den wir in den letzten Monaten unzählige Male aufgebaut haben – und doch fühlt sie sich plötzlich

anders an. Grösser. Endgültiger. Aus dem Saal dringt ein dumpfes Murmeln zu uns. Immer mehr Stimmen. In wenigen Minuten werden genau diese Stühle besetzt sein. Es gibt kein Zurück mehr. Ich denke an die Technik, an die ersten Sätze, an all die Übergänge, die funktionieren müssen. Wird alles funktionieren? Ich gehe ins Publikum und setze mich in die erste Reihe. Hinter mir höre ich das Lachen meiner Freundinnen und Freunde. Ich sehe mich um und blicke in vertraute Gesichter. Meine Mutter lächelt mir aufmunternd zu, als wüsste sie genau, wie sehr mein Herz gerade schlägt. Ich atme tief ein. Der Vorhang öffnet sich.

Vor einem halben Jahr hätte ich nicht gedacht, dass ich einmal hier sitzen würde. Im vergangenen Jahr hatte ich das Privileg, im Rahmen meiner Selbstständigen Arbeit ein eigenes Theaterstück zu schreiben und dieses gemeinsam mit meinem unglaublich tollen Team zweimal aufzuführen. Diese Erfahrung wird für mich immer ein Herzensprojekt bleiben.

Die Idee, ein eigenes Theaterstück zu schreiben, kam für mich sehr überraschend – wie aus dem Nichts. Vor diesem Projekt hatte ich kaum Theatererfahrung und war dementsprechend unsicher. Doch irgendetwas in mir jubelte dieser Idee so sehr zu, dass es sich einfach richtig anfühlte, dem Projekt eine Chance zu geben. Also begann ich, nach Ideen zu suchen. In dieser Zeit gingen wir öfter ins Theater – mal mit der Klasse, mal allein oder mit Freunden. Jedes Mal, wenn ein Stück zu Ende war und sich der Vorhang schloss, war ich einfach glücklich, und all meine Probleme schienen für einen Moment zu verschwinden. Genau dieses Gefühl wollte ich irgendwann auch den Zuschauerinnen und Zuschauern eines eigenen Stückes schenken können. Die ersten Proben waren chaotischer, als ich erwartet hatte. Texte wurden vergessen, Einsätze verpasst, und manchmal redeten plötzlich alle gleichzeitig. Einmal standen wir zehn Minuten lang im Kreis und diskutierten nur darüber, ob eine Figur wütend oder traurig sein sollte. Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – begann das Stück langsam zu atmen. Erst während ich richtig mit dem Schreiben begann und Texte immer wieder überarbeitete, merkte ich, wie viel Freude mir das Schreiben machte – und dass ich dabei eine neue Leidenschaft entdeckt hatte. Auf die Proben freute ich mich jede Woche schon Tage im Voraus. Wir sassen oft auf der Bühne, lasen Szenen laut vor, unterbrachen uns, lachten, probierten es noch einmal anders. Manchmal funktionierte eine Szene plötzlich – und wir schauten uns kurz an, als hätten wir gemeinsam etwas entdeckt. Ich hatte grosses Glück, ein so grossartiges Ensemble für mein Stück gefunden zu haben: Kolleginnen und Kollegen, die immer motiviert und voller Energie zu den Proben erschienen. Gemeinsam lasen wir die Szenen, die

ich zuvor geschrieben hatte, und passten sie zusammen an. Über die Monate hinweg wuchsen wir immer mehr zusammen, fast wie eine kleine Familie. Die beiden Aufführungen waren wohl gleichzeitig die stressigsten, aber vor allem auch die schönsten Abende, die ich seit langem erlebt hatte. Ich sass im Publikum und konnte nicht aufhören zu strahlen, weil ich so stolz war – stolz auf meine Spielerinnen und auf das, was wir gemeinsam auf die Beine gestellt hatten. Ich sah, wie Szenen funktionierten, an denen wir lange gefeilt hatten, hörte Menschen lachen und jubeln. Als nach der letzten Szene das Licht kurz schwarz wurde und dann wieder anging, entstand für einen winzigen Moment völlige Stille. Und dann kam der Applaus. Lauter, als ich es mir je vorgestellt hatte. Als wir nach der Aufführung mit Blumen beschenkt wurden und sich der Vorhang schloss, erfüllte uns ein Gefühl der Euphorie. Wir umarmten uns und weinten Freudentränen. Durch dieses Projekt habe ich eine neue Welt entdeckt, und ich bin mir sicher, dass dieser Weg im Theater noch lange weitergehen wird. Das Schreiben, das gemeinsame Entwickeln und das Spielen auf der Bühne sind für mich zu einem wichtigen Teil meines Lebens geworden. Und wenn ich an den Moment hinter dem Vorhang zurückdenke, kurz bevor das Licht anging, weiss ich: Genau dort hat dieser Weg für mich wirklich begonnen.



Lili Stahel auf dem Weg auf die Bühne. Bild Désirée Rosat

Zwei-mal-zwei Quadratmeter

Text und Bilder Désirée Rosat
(Deutsch, Latein und Theater)

Dumpfes Probenlicht, von draussen dringt der Lärm der Strasse durch das offene Fenster, ein Handy fällt aus einer Hosentasche und auf der Bühne erklingen leise und zärtlich die ersten Takte des Beatles-Songs «Blackbird». Konzentriert spielt Hanley Castillo auf seiner Gitarre, und auf einmal wird es still im Saal der Dependance. Alle Augen und Ohren richten sich auf ihn. Jetzt setzt er ein mit der ersten Strophe, singt mit klarer, kräftiger Stimme, und wir lauschen gebannt. Es ist, als ob sich alles auf diesen zwei-mal-zwei Quadratmeter grossen Ort dort auf der Bühne konzentrieren, sich alles zu diesem Moment verdichten würde. Er ist ganz bei sich und wir mit ihm. Ich darf heute bei einer Probe von Malika Ahmadi's Theaterprojekt («Mord uf Plan B») dabei sein, das sie im Rahmen ihrer SA (der sogenannten «Selbstständigen Arbeit», die es in der 5. Klasse der FMS in Angriff zu nehmen gilt) erarbeitet und das ich als Betreuerin begleiten darf. Ich kann mich noch an ihre freundliche Anfrage und an unser erstes Treffen erinnern. Sie wollte eine künstlerisch-gestalterische Arbeit machen, und zwar im Rahmen eines Theaterprojektes. «Wie schön», sage ich ehrlich begeistert, aber auch zurückhaltend, weiss ich doch aus den Erfahrungen aus den zahlreichen Theaterprojekten, die ich im Rahmen von Maturitätsarbeiten schon begleitet habe, mit wie viel Arbeit ein solches Projekt verbunden ist. Im Gespräch beginne ich erste theaterpädagogische Ansätze zu skizzieren, wie man durch Improvisationen, mit kreativen Schreibübungen etc. mit einer Truppe



Malika Ahmadi (rechts) bei der Nachbesprechung einer Probe im Kreise ihrer Spielerinnen und Spieler

einen Theaterabend gemeinsam erarbeiten könnte. Nein, sie wolle selbst ein Theaterstück schreiben, sie habe auch schon ein paar Ideen. Ich gehe im Geiste kurz die letzten Texte und Aufsätze durch, die ich von Malika gelesen habe. Klar, das könnte gehen. Aber das bedeutet gleichzeitig noch mehr Arbeit für sie. Wir tauschen uns aus, reden uns ins Feuer, skizzieren nächste Schritte, Ziele und verabreden uns für ein nächstes Treffen. Und Malika kniet sich rein: In kurzer Zeit hat sie eine Gruppe von neun jungen Menschen rekrutiert, darunter auch ein Kind und eine junge Frau von einer anderen Schule. Sie findet zusammen mit der Schulleitung die Dependance als Probephase, schreibt Probenpläne, organisiert technische Proben, ist mit der Technikcrew im Gespräch, denkt über Bühnenbild, Kostüme und Requisiten nach. Sie hat sich eingelese in theaterpädagogische Fachliteratur, leitet ihre Spielerinnen und Spieler mit Bedacht an; sie organisiert, produziert, managt und schreibt parallel an ihrem Stück, das witzig, klug und überraschend ist. Malika ist «alles, überall und gleichzeitig» und dies mit einer Ruhe und Herzlichkeit, die mich beeindruckt. Jetzt stehen sie und ihre Spielerinnen und Spieler kurz vor der Premiere und es herrschen die für Endproben typische flirrende Aufregung und kreatives Chaos. Der letzte Akkord verklingt, ein Moment der Stille, und wir applaudieren begeistert. Dann geht auf der Bühne das Spiel weiter, es wird gelacht, gestritten, gerungen, gespielt, gelebt. Ich halte kurz inne, und ich denke ergriffen, wie toll es ist, dass wir als Schule solche Projekte ermöglichen und wir Lehrpersonen sie begleiten dürfen; und dass es junge Menschen gibt, die sich mit Haut und Haar und Herz auf dieses wunderbare «Spiel des Lebens» namens Theater einlassen.



Applaus nach der glanzvollen Premiere.
Von links nach rechts: Sophie Rieser, Barnabás Gáspár, Sarina Koller, Lara Senn, Malika Ahmadi, Elin Jenni, Sarah Bonny, Mia Ludyga, Hanley Castillo, Lili Stahel

Hineingehen, spass haben, in Rollen
 schlüpfen, leiden, schreien, sprechen,
 lachen, tanzen, suncine singen, sterben,
 sich nicht schämen, sich freuen, hinaus
 gehen, glücklich sein, nach Hause gehen,
 danken fürs lesen, sich im Theater
 anmelden

Sophie



Mit Uffwaa
 SO COOL
 Und mega rig
 tolle Lüt
 +

Im Theaterkurs
 kann man
 alles und
 jeder sein

-T-H-E-A-T-E-R-

bewertet zwischen 10/10

cooli Gruppe

cooli Erfahrig

cooli Zittbeschäftigung

-Theater 10/10



Wettsch gern mal öper
 anders sii? Oder wettsch
 wüsse, wie s Lebe as Tier
 usgseh wür? Im Theater
 chasch alles sii - egal, ob
 en betrunkene Vogel, e
 Amöbe oder de Zeus!
 ~Nishka

Mer
 Mer chans mega lustig ha, cool Impros
 mache aber au über deepi Sache rede.
 Und mer muess i jedem Stück mindistens
 einmal sterbe. Nora

Ich liebe das Theater.
 Warum?
 Ich weiss es nicht.
 Oder doch.

Weil jedes Mal, wenn ich diesen
 Saal betrete, sich automatisch
 ein lächeln auf mein Gesicht
 schleicht. Plötzlich meine Sorgen
 und Ängste viel kleiner werden.
 Und ich mich frei fühle.
 Hier kann ich:

fliegen, sterben, leben.
 leiden, lachen, reden.
 Ich kann einfach... Sein!
 Alles + jedem. NICHTS + NIEMAND.
 Und vorallem... MICH. ♥

Wer het scho nöd au immer mal
 wele inere Gruppe zigmol
 und öpper seit jedes Mal:
 "Hach, wie schön!"

QUALVOLL

STERBE

Sätze die man nur im Theater sagen kann

Daphne



Texte aus dem Fach «Journalistisches Schreiben»

Lead Manuela Gloor und Michael Pfister (Deutsch)

Das neue Fach «Journalistisches Schreiben» ist eine Bereicherung für das Profil «Kommunikation und Information» im letzten Jahr der Fachmittelschule. Während einer Wochenlektion arbeiteten die Schülerinnen und Schüler der Klassen F6cK und F6dK im Herbstsemester praktisch an verschiedenen journalistischen Textsorten. Sie

lasen und analysierten Beispiele aus dem real existierenden Journalismus, dann verfassten, diskutierten und optimierten sie eigene journalistische Texte und Textteile. Eine Auswahl an Texten, die so entstanden sind, finden Sie hier. Wir wünschen Ihnen eine interessante Lektüre.

Muss die Müllabfuhr bald durch die Gänge der KZN fahren?

Text und Bild Lisa Birkenmeier, F6dK

Müllhalden im Gang, Joghurt, der auf den Tischen vergammelt, und Geschirr bis zur Tramstation hinunter: Die Sauerei an der Kantonsschule Zürich Nord ist unübersehbar und die Klassenzimmer sind teilweise kaum zu betreten.

Mit der Verlegung der KZN auf den Campus Irchel der Universität Zürich änderte sich auch der Mensabetrieb: Chicken Nuggets und Pommes werden nun in Mehrweggeschirr verteilt und nicht mehr in Einwegkartonboxen. Die Schülerinnen und Schüler haben ihre Gewohnheiten jedoch nicht geändert und nehmen das Essen wie bisher in die Klassenzimmer und Gänge. Statt die Reste wie früher zu entsorgen, bleiben Essen und Geschirr liegen, und das nicht in kleinen Mengen.

Wir sprechen mit der Klasse F6dK, die gerade in die Nachmittagsstunde wollte und ihr Klassenzimmer geöffnet hat. «Uns kam eine Welle von Gestank entgegen – wir wären am liebsten gleich wieder weggelaufen.» Mit bedeckter Nase und geschlossenem Mund eilen die Schülerinnen und Schüler schliesslich zum Fenster, um zu lüften und die Tische von dem ganzen Frassgekrümel zu säubern, bevor die Lektion beginnt. Manchmal mussten sie das Zimmer wegen der unerträglichen Zustände sogar komplett wechseln. Vielleicht sollte man ab dem nächsten Semester das Fach «Manieren» einführen, damit Jugendliche lernen, dass das Geschirr zurück in die Mensa gehört?

Trotz der Appelle an die Schülerinnen und Schüler, die im Klassenzimmer essen, hat sich die Situation nicht verbessert. Immer noch liegt eine Joghurtschale mit Beeren seit einer Woche im Gang herum, Tassen werden bis zur Tramstation hinuntergetragen und dort abgestellt. Ja, wirklich.

Das bereitet dem Hausdienst natürlich zusätzlichen Aufwand, denn Servicepersonal zum Abräumen des Geschirrs ist er jedenfalls nicht. «Mehrere Tage lang lag ein zusammengewischter Müllhaufen im Gang herum», meint eine Schülerin. Rebelliert hier etwa die Reinigungskraft, um zu zeigen, wie unangenehm es ist, wenn man den Müll nicht versorgt? Die Lage bleibt weiterhin unverändert. Die zukünftigen Akademikerinnen und Akademiker sind von guten Manieren noch weit entfernt.

(Anm. d. Red.: Dieser Text ist vor der Plakatkampagne zum Thema Sauberkeit in den Klassenzimmern entstanden.)



Solche Prachtwerke an Geschirr und Pizzaboxen findet man in unserem Schulhaus. Da wurde wohl der Tablettwagen in der Mensa mit dem Mülleimer im Musiktrakt verwechselt.

Ist es nicht ironisch, dass Ironie zu unserer Realität geworden ist?

Text Arina Sadovnikova, F6dK

Viele Menschen, die Anfang der 2000er-Jahre geboren wurden, hatten nie vor, sich intensiv für Politik zu interessieren oder sich in die politischen Prozesse anderer Länder zu vertiefen. Aber selbst diejenigen, die in relativer Stabilität und in einer scheinbar sicheren Demokratie lebten, waren gezwungen, schon im frühen Jugendalter in die Welt der täglichen Nachrichten einzutauchen, denn jeden Tag kommen neue hinzu. Wir erleben seit 2022 so viele Kriege und Konflikte wie nie seit dem Zweiten Weltkrieg und sind mit Nachrichten konfrontiert, die von Tag zu Tag absurder werden. Auch rücken diese Nachrichten geografisch immer näher an uns heran.

Das hindert uns Kinder des frühen 21. Jahrhunderts jedoch nicht daran, diese Situationen mit Ironie wahrzunehmen, Witze in Informationsvideos einzubauen, um Gleichaltrige besser zu erreichen – und um emotional irgendwie durchzuhalten. Schliesslich fällt all das in unsere Jugendzeit, in der es für das Nervensystem immer schwieriger wird, diese Realität auf eine andere Art und Weise zu verarbeiten.

Am interessantesten wird es in dem Moment, in dem das, was früher wie eine Übertreibung zur Erzeugung eines humoristischen Effekts wirkte, plötzlich als völlig realistische Schlagzeile erscheint – ohne jede Ironie oder eleganten Sarkasmus.

Amerika marschiert in Grönland ein, weil es die Insel unbedingt besitzen muss. Erstens, weil es sie nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs «erhalten» hat, und zweitens, weil es doch nicht zu viel verlangt ist als Belohnung für Amerikas grossartigen Beitrag zum Weltfrieden – oder? Nur eine schlecht entwickelte Insel, die angeblich schutzlos sich selbst überlassen ist. Die Amerikaner wollen sie nur schützen. Absolut uneigennützig. Das sind alles Trumps Worte aus seiner Rede beim Weltwirtschaftsforum in Davos. Ein wenig übertrieben – wobei sich bei Trump Übertreibung und Wirklichkeit kaum noch unterscheiden lassen.

«Die einfachste diplomatische Lösung [im Konflikt um Unabhängigkeit und Zugehörigkeit Grönlands] wäre, dass Barron Trump Prinzessin Isabella von Dänemark heiratet und Grönland als Mitgift an Amerika abgetreten wird», schreibt der Account *miss white* auf X (früher Twitter). Das ist tatsächlich eine metapolitische Satire, doch

sie überrascht kaum noch und wird nicht einmal sofort hinterfragt. Der erste Gedanke ist eher: «Hat Trump das wirklich vorgeschlagen? Was für ein Rückschritt wäre das?» – und nicht: «Haha, was für eine lustige Erfindung!» Und morgen wird es wieder eine Schlagzeile geben. Man wird kurz überlegen, ob sie erfunden ist. Und dann weiterscrollen.

Und wenn die Generation Z jeden Tag auf eine neue «ausgedachte Geschichte» stösst, bleibt ihr oft nichts anderes übrig, als die absurde Nachricht mit einem Freund zu teilen und sich vielleicht tief im Inneren über die Ungerechtigkeit des Geschehens zu ärgern – dieses Gefühl aber hinter einer Maske aus Frust über Schule, Beziehungen und Arbeit zu verstecken. Sonst würden Paranoia und Sorgen über das verrückte Alltägliche nie aufhören.

«Trump entführt den Präsidenten Venezuelas, die Venezolaner sind dankbar, und die Oppositionsführerin schenkt ihm ihren Friedensnobelpreis.» Jetzt ist wirklich der richtige Moment, ihn zu loben. Hat er sich verdient. Was für ein Surrealismus. Ah ja. Wir erleben seit Jahren, dass eine Person mit bewiesener Schuld an der Macht bleibt. Und nichts scheint diese Person daran zu hindern, das Land zu führen und angeblich selbstlose Rettungsaktionen für alle – ausser für die eigene Bevölkerung – zu organisieren.

Und in einem Augenblick wird das, was lange im Inneren aufbewahrt wurde, nach aussen brechen und der Weg zurück in die Unbeschwertheit wird versperrt. Willkommen in der neuen Welt – einer Welt, in der Ironie keine Haltung mehr ist, sondern ein Schutzmechanismus. Wer sie ablegt, spürt zu viel.



X (ehemals Twitter) ist ein grosses Archiv der Absurditäten und eine beliebte Bühne für Trump (Quelle: Pinterest).

Wenn Mann Hund beisst

Text Polly Stillhart, F6cK

Der Titel *Mann beisst Hund* ist von einem journalistischen Lehrsatz inspiriert: Wenn ein Hund einen Mann beisst, ist das keine Nachricht – wenn ein Mann einen Hund beisst, schon. OG Keemo spielt mit genau diesem Gedanken, aber auf seine eigene Art und im Zusammenhang mit seinen eigenen Erfahrungen.

Mann beisst Hund ist OG Keemos zweites Studioalbum, erschienen am 7. Januar 2022 bei Chimperator Productions. Im Vergleich zu seinen früheren Werken markiert *Mann beisst Hund* einen klaren Stilbruch. Während der berühmte Track «Geist» rhythmischer und vor allem lauter war, klingt dieses Album deutlich unmittelbarer und stimmiger. «Geist» ist ein Lied, wie für Moshpits und fürs Mitschreien gemacht, während *Mann beisst Hund* eher auf dem Nachhauseweg vom Club gehört wird.

Im Kern geht es in *Mann beisst Hund* um Machtverhältnisse, Herkunft, Loyalität. Wie prägen Armut, Ausgrenzung und Gewalt eine Persönlichkeit? Keemo verknüpft individuelle Erfahrungen mit gesellschaftlichen Beobachtungen – ein Album, das nachhallt.

Im ersten Song des Albums, der den Titel «Anfang» trägt, zeichnet Keemo ein Bild seiner Umgebung, des Blocks, der Strasse. Diese Ebene wirkt fast dokumentarisch. Man wird mitten in eine Welt mit düsteren, dunklen Gasen gesetzt. Die Kälte der Abendluft in den Lungen kommt als Rauch aus dem Mund. Das ganze Album scheint wie ein Schwarzweissfilm. Die Beats, die nebst der Stimme von Keemo funktionieren, sind minimalistisch, aber raffiniert eingebaut. Jeder Ton wirkt gewollt. Viele vergleichen OG Keemos Werke mit dem französischen Film *La Haine*. Seine Lieder handeln genauso vom einfachen Leben, von Kriminalität, vom Block, wo er herkommt. Nur eben, dass OG Keemo in Mainz aufgewachsen ist, in der Nähe von Frankfurt, und *La Haine* in den Vorstädten von Paris spielt. Themen wie Chancenungleichheit, Armut und Polizeigewalt prägen aber den Film wie das Album.

Beim Hören des Albums taucht man immer tiefer ein. Einzelne Episoden, Begegnungen und Erinnerungen werden schärfer umrissen. Dialogfetzen werden eingebaut, was einen der Situation nochmal näherbringt. «Also, wenn Hund Mann beisst, sind wir schuld. Und wenn Mann Hund beisst, dann auch.»

Zwei ganze Lieder aus dem Album bestehen nur aus solchen Passagen. Durch kurze Rückblenden gibt OG Keemo den Zuhörern einen Einblick in seine Jugend und Kindheit. Die Bilder, die er erschafft – ein Blick, ein Fla-

ckern, ein Geräusch im Treppenhaus, eine Tür, die zu laut ins Schloss fällt – sie brennen sich ins Gedächtnis ein. Ein Track, der raussticht und einen Stilbruch markiert, ist «2009». Plötzlich ist die Melodie eher farbenfroh und hell. Keemos tiefe Stimme gibt einem dieses vertraute Gefühl. Besonders eindrucksvoll ist, wie *Mann beisst Hund* die Hörerinnen und Hörer moralisch herausfordert. Keemo verlangt keine Sympathie – er fordert Verständnis. Nicht für Taten, sondern für Lebensumstände. Und weil er die Brutalität nicht verherrlicht, sondern bildhaft beschreibt, wirkt sie umso stärker.

Am Ende bleibt der Eindruck, ein Werk gehört zu haben, das weit über gängige Rap-Alben hinausgeht. *Mann beisst Hund* ist kein Produkt, das man nebenbei konsumiert, sondern ein atmosphärisches Gesamtkunstwerk. OG Keemo gelingt es, das Private ins Politische zu überführen, ohne dass man es überhaupt merkt.

Fiona Sironic: Am Samstag gehen die Mädchen in den Wald und jagen Sachen in die Luft

Text Varenka Schadeegg, F6cK

«... es wie ein Ekel in ihren Körper gekrochen ist. Dass ihr plötzlich greifbar wurde: Die Festplatten zu zerstören, das wird nicht reichen. Diese Sprengung muss andere Ausmasse annehmen.»

Es knallt und brennt im Debütroman von Fiona Sironic. Zwischenmenschlich und tatsächlich. Die Welt ist lebensfeindlich geworden, die Klimakatastrophe weit fortgeschritten und die Waldbrände andauernd. Die Zeit rennt dem Leben davon und «In der Stadt geht es nicht mehr lange gut».

Die fünfzehnjährige Era lebt zusammen mit ihrer Mutter in einem Tiny-House am Waldrand. In ihrer Freizeit dokumentiert sie das Aussterben der Vögel, die sich als Metaphern und in den Namen der Kapitel immer wiederfinden lassen. Gleich das erste Kapitel trägt den Namen «Turteltauben». Ohne genaue Jahreszahlen zu nennen, macht der Text klar, dass diese düstere Welt nicht weit in der Zukunft liegt – Eras Mutter hat eine Arbeit zu Pokémon geschrieben und ihre Tante hat sich im Naturkundemuseum als Aktivistin festgeklebt.

Am Samstag gehen die Mädchen in den Wald und jagen Sachen in die Luft. Am Samstag schaut Era den FOAMO-Stream. Dass die beiden unkenntlich gemachten Schwes-

tern ganz in ihrer Nähe sind, wenn sie es knallen lassen, und dass sie sogar auf ihre Schule gehen, findet sie zufällig auf einem Spaziergang heraus. Maja und Merles Eltern sind Fame. Die beiden Momfluencerinnen machen zuerst allein und schliesslich als Paar mit ihren Töchtern unter dem Namen A&E (&M&M) Content. Als Maja älter wird und sich der Öffentlichkeit ihres Lebens bewusst wird, verlangt sie, dass die Videos von den Socials gelöscht werden. Doch das Internet vergisst nicht. So kann sich dennoch jede und jeder im Internet Majas erste Schritte anschauen.

Era leidet unter Verlustängsten und versucht, Erinnerungen an die Vögel zu bewahren. Maja hingegen kämpft mit Kontrollverlust und will die allumfassende Dokumentation und Archivierung der Welt zerstören. Trotz ihrer gegensätzlichen Charaktere verlieben sich die zwei ineinander. Ihre Romanze findet im Buch und in der Welt der beiden aber leider kaum Platz. Im Roman greift Sironic viele komplexe Themen auf: den Klimawandel, das Artensterben, queere Jugendliebe, Feminismus, Influencer als Beruf oder das Zeigen von Kindern im Internet. Ein klarer Fokus fehlt jedoch. Der Roman behandelt vieles gleichzeitig und verliert sich dabei, sodass trotz der Menge an Themen wenig vom Plot nachhaltig im Gedächtnis bleibt. Das Buch überzeugt vor allem atmosphärisch. «Wir haben alle einen roten Ball zur Sonne. Wir atmen ähnliche Luft, die sich verdaut anfühlt. Die Temperaturen sind zum Kotzen: Der Kreislauf verträgt sie nicht.» Die Klimakatastrophe und die Wut der Jugend. Beides spitzt sich während der Handlung zu und endet in einem knallenden Finale, welches das erzählerische Highlight des Romans ist.

Diesen Titel haben wir nicht

Text Laura Jäger, F6cK

Mühsam klicke ich auf der Fernbedienung zweimal nach unten, einmal nach rechts. Bestätigen. Ein «H» erscheint. Ein weiterer Klick, einer nach unten. Nichts passiert. Also wieder eins hoch: «O». In der Suchleiste steht «Ho». Die Tortur geht weiter. Ein falscher Klick zu viel auf das «W». Ich stöhne, lösche, navigiere zum Leerzeichen. Klick, klick, klick. Endlich steht dort «How to». Noch einmal ganz nach rechts zum «L.», und endlich erbarmt sich Netflix. In den Vorschlägen erscheint: «How to Lose a Guy in 10 Days». Ich drücke erleichtert auf den Titel. Die Seite lädt langsam und zeigt schliesslich an: «Diesen Titel haben wir nicht, aber das hier könnte Ihnen gefallen.» Ich schalte den Fernseher aus. Google verrät mir, dass Disney Plus den Film anbietet. Aber ich habe keine Lust auf ein weiteres Abo. Ich habe längst den Überblick verlo-

ren, wo ich überall monatlich mein Geld verprasse. Das Schlimmste: Ich erinnere mich genau an die DVD, die ich früher besessen habe, obwohl der Film älter ist als ich. Als der Film 2003 erschien, war es völlig normal, dass er physisch im Wohnzimmer stand. Zumindest, wenn man ein Herz für Rom-Coms hatte. Wo sind all diese DVDs hin? Verstauben sie in einer Kiste im Keller? Wo sind sie hin, die Türme aus Plastikhüllen? Vor ein paar Jahren, als die Streaming-Dienste aufkamen, verfiel die Welt dem Wahn, alle materiellen Medien loszuwerden und digital zu ersetzen. Nur Film-Nerds und Hipster verteidigten ihre Wände aus DVDs und Schallplatten. Doch inzwischen beobachte ich eine Wende. Die physischen Medien kommen zurück. Es ist paradox, dass gerade auf Social Media so viel Diskurs darüber herrscht. Junge Leute aus der Generation, die chronisch online ist und die Blütezeit der Schallplatte nie selbst erlebt hat, nehmen immer mehr Abstand zur rein abo-basierten Medienwelt. Statt E-Books bei Amazon herunterzuladen, schwören viele wieder auf echtes Papier. Analoge Tagebücher und Notizblöcke werden gefüllt und Kabelkopfhörer tauchen wieder auf. Und als Gegenbewegung zu den perfekt weichgezeichneten Handy-Fotos der Influencer setzen viele auf authentische Schnappschüsse mit alten Digitalkameras oder Polaroids. Zum Geburtstag gibt es wieder Fotoalben oder sogar selbstgebrannte CDs. Smartphones werden weggesperrt, um die Bildschirmzeit zu bändigen, während alte Tastentelefone oder Walkmans aus den Schubladen hervorgekramt werden. Schallplatten hängen wieder an den Wänden, auch wenn oft die Frage bleibt, ob überhaupt ein Plattenspieler besorgt wurde.

Ob echte Nostalgie für eine Zeit, die sie halb erlebt und halb romantisiert haben, oder doch nur ein kurzlebiger Trend hinter der Rückkehr der alten Medien steckt? Sind es die Kindheitserinnerungen von Hörspielen auf Kassetten oder ist es doch wieder schlichter Überkonsum im Vintage-Look, wenn Jugendliche mehrere Schallplatten desselben Taylor-Swift-Albums besitzen, nur mit unterschiedlichen Umschlaggestaltungen? Doch dahinter steckt vielleicht derselbe Ursprung: Eine stille Rebellion gegen totale Abhängigkeit. Gegen Filme, die von Plattformen verschwinden, obwohl man sie doch heruntergeladen hatte. Und Playlists, auf die man keinen Zugriff mehr hat, sobald man das Abo kündigt. In einer Welt, in der wir beim Kauf eines Smartphones nicht einmal mehr das Ladegerät in der Packung finden, geschweige denn die Kopfhörer. Es ist an der Zeit, uns das zurückzuholen, was uns gehört, selbst wenn es nur eine verkratzte DVD von 2003 ist. Wir sammeln und archivieren wieder, weil wir nicht wollen, dass unsere Medien und Erinnerungen verschwinden. Unsere persönliche Geschichte soll nicht gelöscht werden, nur weil der Speicher voll ist oder das Abo abläuft.

Seit bald zwei Jahren ist die Kantonsschule Zürich Nord an der Universität Zürich Irchel zu Hause. Das schuf einen Begegnungsraum zwischen Hochschule und Gymnasium – auch im Nord-pool. Im «Fokus» der letzten Ausgabe berichteten die Tier-schutzbeauftragten der UZH über ihren Einsatz für das Tierwohl. Drei weiteren Menschen von der Uni begegnen wir in dieser Ausgabe der Rubrik «Persönlich».

Ava Moll

Ava Moll ist Koordinatorin für das Projekt «Schulen am Irchel» und in dieser Rolle eng in die Planung und Umsetzung der Zwischennutzung der fünf Kantonsschulen involviert, die in den nächsten Jahren nacheinander auf den Campus Irchel kommen werden: die Kantonsschule Zürich Nord bis 2027, die Kantonsschulen Rämibühl MNG&RG bis 2030, und die Kantonsschulen Freudenberg und Enge bis 2033. Mehr zu Ava Molls Tätigkeit und dem Projekt «Schulen am Irchel» erfährt man im KZN-Jahresbericht 2024/2025.¹

Ava Moll, was haben Sie studiert und was hat Sie zu diesem Studium inspiriert?

Ich bin ein sehr neugieriger Mensch und wenn ich mich für etwas interessiere, will ich einfach alles darüber wissen. Gleichzeitig hatte ich so breite Interessen, dass ich mich lange nicht für ein spezifisches Studium entscheiden konnte. Ich ging an eine Infoveranstaltung an der Uni Bern und entdeckte dort die Sozialanthropologie. Diese beschäftigt sich mit den gesellschaftlichen und kulturellen Konditionen des menschlichen Daseins und den Interaktionsprozessen zwischen Menschengruppen. Für mich war das perfekt, ich konnte so meine grosse Leidenschaft für Kultur und Sprache kombinieren.

Welche prägenden Erinnerungen haben Sie an die Zeit an der Universität?

Es war für mich eine sozial wichtige Zeit, man lernt viele und sehr verschiedene Menschen aus der ganzen Schweiz kennen. Zudem war ich in den Semesterferien ständig auf Reisen, habe ein bisschen die Welt entdeckt. Am prägendsten war für mich aber etwas anderes: Aufgrund der Natur des Faches wurden wir von Anfang an dazu angehalten, normatives Denken zur Seite zu legen und die Dinge möglichst neutral und wertfrei zu betrachten. Immer fragten wir: «Aus welchem Grund machen Menschen das?» und nicht: «Was fällt denen eigentlich ein?». Das hat mir nicht nur intellektuell, sondern auch persönlich eine völlig neue Welt eröffnet. Ich sage oft, dass ich an der Uni wirklich denken gelernt habe.

Wie haben Sie selbst die Zeit am Gymnasium erlebt?

Ich ging sehr gerne an die «Kanti» und war fasziniert von der Bandbreite an Themen, mit denen wir uns beschäftigten.

Ein Bild im Maturajahrbuch zeigt mich lachend mit einem Buch im Deutschunterricht, schon damals liebte ich Literatur und diskutierte gerne. Gleichzeitig war ich etwas verträumt und tauchte zum Spanischunterricht



Bild Roth&Schmid

um 07.25 Uhr meistens etwa genau drei Minuten zu spät auf. Es war eine sehr schöne Zeit mit vielen prägenden Erinnerungen, auch heute denke ich noch sehr oft an meine Mitschülerinnen und Mitschüler und Lehrpersonen von damals. Wieder im Umfeld einer Schule arbeiten zu können, macht mich sehr glücklich.

Wie gestaltet sich Ihr jetziges Leben an der Universität?

Montags bis donnerstags bin ich hier am Irchel im Y13-J-01 zu finden. Wenn ich nicht gerade mit den benachbarten Mathematik- oder Französischlehrpersonen (meinen direkten Nachbarinnen und Nachbarn) ein Schwätzchen halte, setze ich alles daran, dass die Zwischennutzung reibungslos funktioniert. Für die KZN bin ich das Gesicht der Uni, an der Uni hingegen fragt man mich, wie es denn mit «meinen Schülerinnen und Schülern» laufe. Das gefällt mir! Organisatorisch bin ich dem Stab des Prorektors Lehre und Studium angegliedert und arbeite freitags im Zentrum, wo auch unsere Prorektorin und der Rektor der UZH ihr Büro haben. Die erkundigen sich dann neugierig, wie es am Irchel so läuft. Auch ihnen liegt viel am Projekt, worüber ich mich sehr freue.

Ganz abseits von der Universität – verraten Sie uns noch etwas Persönliches über sich selbst?

Seit ich im Frühjahr 2015 den spontanen Einfall hatte, Finnisch zu lernen, bin ich eingefleischter Finnland- und Skandinavienfan. Ich habe in Finnland, Schweden und vor allem Norwegen bereits gelebt und kehre jedes Jahr einige Male dorthin zurück. Am meisten vermisse ich die nordische Gelassenheit und – ja, das stimmt – den schönen kalten Winter!

1 <https://www.kzn.ch/portrait/jahresbericht>



Bild Universität Zürich

Prof. Dr. Milo Puhan

Milo Puhan ist Direktor am Institut für Epidemiologie, Biostatistik und Prävention an der Universität Zürich. Als die KZN 2024 an den Campus Irchel wechselte, bot Prof. Puhan zur Begrüssung der Mitarbeitenden der KZN einen Vortrag zu einer seiner Studien an, die sich mit der Wirkung des Didgeridoospielens auf Schlafapnoe beschäftigte. Diese Studie gewann 2017 den berühmten «Ig-Nobelpreis», der seit den 90er-Jahren wissenschaftliche Studien auszeichnet, die auf den ersten Blick kurios anmuten mögen. Die Studie, die unter anderem eine positive Wirkung des Didgeridoospielens auf das Schnarchen nachwies, gewann den «Ig-Nobelpreis» in der Kategorie «Peace». Der «Ig-Nobelpreis» zieht übrigens dieses Jahr aus den USA nach Zürich.

Prof. Puhan, was haben Sie studiert und was hat Sie zu diesem Studium inspiriert?

Ich habe Medizin an der Universität Zürich studiert und danach noch ein Doktoratsstudium in Epidemiologie an der Universität Amsterdam gemacht. Die Medizin ist sehr

vielseitig und was mich stets fasziniert hat, ist die Breite an Symptomen und Krankheiten, die man überblicken muss, sowie die Tiefe, in die man bei gewissen Krankheiten gehen kann. Dasselbe gilt für die Epidemiologie, in der man die Gesundheit einer Gruppe von Menschen erforscht und wie man mit Diagnostik, Gesundheitsförderung und Therapien Krankheiten verhindert, heilt oder damit leben lernt. Auch in der Epidemiologie hat es mir von Anfang an gefallen, dass man eine gewisse Breite haben muss (zum Beispiel in Bezug auf Forschungsmethoden) und dann einen Fokus auf bestimmte Themen legt (bei mir vor allem auf chronische Krankheiten).

Welche prägenden Erinnerungen haben Sie an die Zeit an der Universität?

Das Medizinstudium wird seit vielen Jahren immer wieder reformiert, auch zu meiner Zeit Ende der 90er-Jahre. Ich hatte das Glück, dass in meiner Studienzeit neue Kurse und Kursformate erprobt wurden. So durfte ich zum Beispiel zwei Kurse mit zwei hervorragenden Dozierenden im Bereich der HIV-Prävention und der klinischen Forschung besuchen. Diese Kurse haben mich geprägt und schon früh in die Richtung der klinischen und Public Health-Forschung gelenkt. Mit den beiden schweizweit bekannten Dozierenden Dr. Rolf Heusser und Prof. Johann Steurer bin ich noch heute eng verbunden.

Wie haben Sie selbst die Zeit am Gymnasium erlebt?

Im Gegensatz zu einer herrlichen Zeit in der Primarschule und an der Universität erlebte ich die Zeit am Gymnasium weniger positiv. Aber ein sehr guter Zusammenhalt, viel Musik und Sport haben mich die Zeit «überstehen» lassen.

Wie gestaltet sich Ihr jetziges Leben an der Universität?

Sehr vielfältig. Ich darf mit hochtalentierten jungen Forschenden aus der ganzen Welt forschen und engagiere mich stark in der Lehre. Wir sind in Zürich mit den zwei Hochschulen, den vier universitären Spitälern und vielen weiteren Playern wirklich privilegiert, dass wir so viele motivierte junge Leute anlocken und ausbilden dürfen. Ich leite mit dem EBPI¹ auch ein grösseres Institut an der Universität Zürich, was viel Spass macht, insbesondere auch, da die Universität Zürich die akademische Freiheit wie kaum anderswo hochhält und uns das Vertrauen schenkt, unseren Betrieb zu gestalten. Schweizweit wirke ich als Präsident der Swiss School of Public Health, der Eidgenössischen Kommission für Fragen zu sexuell übertragbaren Infektionen (EKSI) sowie des gerade gegrün-

deten Vereins Smarter Health Care.² Smarter Health Care ging aus grossen Programmen des Nationalfonds und des Bundes hervor und hat zum Ziel, die Versorgungsforschung und Jungforschende sowie den Dialog zwischen den vielen Playern im Gesundheitssystem zu fördern.

Ganz abseits von der Universität – verraten Sie uns noch etwas Persönliches über sich selbst?

Hier steht klar die Familie mit meiner Frau und unseren beiden Töchtern im Vordergrund. Und wenn es die Zeit erlaubt, dann treibe ich Sport, am liebsten mit gelben und weissen Bällen verschiedener Grössen. ;-)

1 <https://www.ebpi.uzh.ch>

2 <https://www.smarterhealthcare.ch>

PD Dr. Karin Isler

Dr. Karin Isler ist Leiterin der Studienkoordination Fachbereich Biologie an der Universität Zürich auf dem Campus Irchel und engagiert sich als HSGYM-Delegierte an der Schnittstelle zwischen Hochschule und Gymnasium. Ausserdem verstärkt sie mit ihrer Stimme den Mitarbeitenden-Chor der KZN, die «Nordgallen».

Dr. Karin Isler, was haben Sie studiert und was hat Sie zu diesem Studium inspiriert?

Ich habe an der Uni Zürich Mathematik mit den Nebenfächern Informatik und Anthropologie studiert. Das Hauptfach habe ich gewählt, weil ich am Gymnasium durch einen begeisternden Lehrer Interesse für die tiefergehenden Fragen der Mathematik entwickelt habe, zum Beispiel die Überunendlichkeit und Gödels Unvollständigkeitssatz. In der Maturaarbeit befasste ich mich mit dem Thema der Künstlichen Intelligenz, deren Entwicklung damals noch ziemlich am Anfang stand. Dies wollte ich im Studium weiterverfolgen. Allerdings habe ich mich im Studium dann bald von den autonomen Robotern verabschiedet und mich unseren Verwandten, den nichtmenschlichen Primaten, zugewandt. Die ungelösten Fragen der Evolution des Menschen dünken mich noch interessanter.

Welche prägenden Erinnerungen haben Sie an die Zeit an der Universität?

Die Grösse und Anonymität der Universität waren für mich anfänglich ein Schock. Erst mit der Zeit fand ich heraus, wo ich dabei sein wollte und wo meine Mitarbeit willkommen war. Ich nutzte jede Gelegenheit, bei Exkursionen und Feldwochen der Anthropologie teilzunehmen, weil mich dies auch menschlich und nicht nur fachlich weiterbrachte. So wechselte ich von der Mathematik mehr und mehr in die Biologie. Am meisten prägte mich die Erkenntnis, dass unsere Assistentinnen und Assistenten auch nicht alles wussten und man am besten selber prüfeln, experimentierte und analysierte, um Resultate zu erhalten. So hatte ich viele Jahre lang grossen Spass an der Forschung.

Wie haben Sie selbst die Zeit am Gymnasium erlebt?

Ich habe das Gymnasium in sehr guter Erinnerung, weil ich viele gute Lehrpersonen hatte. Da ich bereits seit der Primarschule selbst einmal Lehrerin werden wollte, versuchte ich mich auch ein wenig in die Lehrpersonen einzufühlen, was die langwierigen Schulstunden interessanter machte. Mir scheint, wir hatten ein etwas ruhigeres Leben damals; ich hatte auch gut Zeit für Freifächer und Hobbies und konnte unzählige Bücher verschlingen.



Bild Karin Isler

Wie gestaltet sich Ihr jetziges Leben an der Universität?

Ich bin zuständig für die Organisation des Biologiestudiums. Dabei berate und informiere ich Studierende, aber auch die Professorinnen und Professoren über das Studium, und kümmere mich darum, dass alles zusammenpasst. In den letzten Jahren haben wir gemeinsam zwei weitere grosse Studienfächer entwickelt, zuerst Biomedizin und vor drei Jahren dann Biodiversität. Bei meiner Tätigkeit an der Uni gefällt mir am besten, dass kein Tag gleich wie der andere ist, und dass wir kurzfristig Probleme lösen, aber auch langfristig planen und Neues entwickeln können.

Ganz abseits von der Universität – verraten Sie uns noch etwas Persönliches über sich selbst?

Privat ist mir die Familie sehr wichtig, die sich zum Glück auch für Tiere begeistert. Im Lauf der Jahre hatten wir alle möglichen Haustiere, von Kakerlaken (in einem Terrarium) bis zu unserem Cocker Spaniel.

Geschichten vor meiner Tür: Mein Leben in Tansania

Text und Bild Aurelio Presler, F7matK

Im Rahmen meines obligatorischen Praktikums für die Fachmaturität habe ich mich entschieden, mein Praktikum in Tansania zu absolvieren, genauer gesagt in der Stadt Arusha. Ich war während dieser Zeit in einer Gastfamilie untergebracht. In der Nachbarschaft, in der wir lebten, waren weisse Menschen eher selten, auch wenn es in der Umgebung einige Hotels für Safaritouristen gab. Zu Beginn war für mich alles fremd und unvertraut. Die Menschen, die mich ständig ansprachen, die Strassen und der Verkehr, der scheinbar keinen klaren Regeln folgte, der Staub und die schlechten Strassenverhältnisse. Alles wirkte intensiv und teilweise auch überfordernd. Allein die Bekanntschaften und Geschichten, die ich vor meinem Hauseingang erlebt habe, könnten ein eigenes Buch füllen. Im Folgenden möchte ich einige dieser Erlebnisse schildern.

Ungefähr zehn Meter vor meinem Hauseingang befand sich eine kleine Schreinerei. Dort arbeiteten junge Männer in meinem Alter unter einfachen Bedingungen. Was anfangs nur ein kurzes Grüssen war, entwickelte sich schnell zu einer vertrauten Beziehung. Oft spielten sie Fussball, und gelegentlich wurde mir der Ball zugespielt, wenn ich das Haus verliess oder zurückkam.

Eines Tages zeigten sie mir ihre Schreinerei von innen. Besonders beeindruckend war, dass sie dort nicht nur arbeiteten, sondern auch lebten. Mindestens zehn junge Männer teilten sich diesen Ort, und da in Tansania oft früh geheiratet wird, lebten auch Ehefrauen und Kinder mit ihnen zusammen. Die Umgebung war chaotisch, Müll lag neben Werkzeugen und unfertigen Möbeln. Umso bemerkenswerter war die Herzlichkeit, mit der ich empfangen wurde. Mir wurde sofort ein Bier in die Hand gedrückt und wir versuchten, uns so gut wie möglich über Fussball zu unterhalten.

Diese Schreiner wurden zu einem festen Bestandteil meines Alltags. Ich sah sie jedes Mal, wenn ich das Haus verliess oder zurückkam. Ein besonderer Moment war ein Abend, an dem ich von einer Bar nach Hause kam und sie draussen am Feuer sitzen sah. Sofort wurde mir ein improvisierter Sitzplatz organisiert. Sie bereiteten eine ganze Ziege über dem Feuer zu. Es war eines der besten Gerichte, die ich während meiner Zeit in Tansania gegessen habe.

Auch die Kinder aus der Nachbarschaft waren ein wichtiger Teil meines Alltags. Sie sprachen mich oft an, meistens mit einem breiten Lächeln im Gesicht. Ihre Wünsche an mich als «Mzungu» (weisse Person auf Swahili) waren

unterschiedlich. Manche fragten nach Schokolade, andere träumten von Fahrrädern. Mit der Zeit wurde ich in der Nachbarschaft bekannter, und eines Morgens wurde ich sogar gebeten, die Kinder über die Hauptstrasse zu begleiten.

Das Überqueren der Strasse kann in Tansania tatsächlich gefährlich sein, da Autos selten anhalten und man selbst eine passende Lücke finden muss. Warum ausgerechnet ich als jemand aus einem Land mit Rechtsverkehr in einem Land mit Linksverkehr diese Aufgabe übernehmen sollte, ist mir bis heute nicht ganz klar. Trotzdem kam ich dieser Aufgabe nach, auch wenn ich mich dabei nicht immer wohl fühlte.

Neben den Kindern waren auch ältere Menschen sehr interessiert an ihrem neuen Nachbarn. Gleichzeitig war ich ebenso neugierig auf ihre Geschichten. Ein älterer Mann, der direkt neben mir wohnte, war immer für ein



Gespräch zu haben. Er erzählte mir viele spannende Geschichten und sprach erstaunlich gut Englisch. Besonders eindrücklich waren seine Erzählungen über die Kolonialzeit. Zu meiner Überraschung sprach er differenziert und teilweise sogar positiv über die deutsche Kolonialzeit, was ich so nicht erwartet hatte.

Auch ältere Frauen aus der Nachbarschaft suchten oft das Gespräch. Eine von ihnen verkaufte in der Nähe meines Hauses Wassermelonen und Mais. Nicht selten schenkte sie mir ein Stück und weigerte sich, Geld dafür anzunehmen.

Für die nächste Gruppe von Begegnungen ist etwas Kontext nötig. Der öffentliche Verkehr ist in vielen Teilen Tansanias nur schwach ausgebaut. Stattdessen gibt es alternative Systeme. Einerseits gibt es kleine Privatbusse, die feste Routen fahren. Diese erkennt man nicht an Nummern, sondern an Farben. Bezahlte wird direkt beim Fahrer. Andererseits gibt es sogenannte «Bodaboda», also Motorradfahrer, die an jeder Ecke warten und einen gegen Bezahlung an den gewünschten Ort bringen.

Da die Arbeitslosigkeit besonders unter jungen Männern hoch ist, gibt es sehr viele dieser Fahrer. Weil ich täglich unterwegs war, begannen sie, mich zu kennen. Am Anfang wurde ich stark überteuert befördert, teilweise zahlte ich das Zehnfache des üblichen Preises. Mit der Zeit lernte ich jedoch, wie man verhandelt, und gegen Ende bezahlte ich ähnliche Preise wie Einheimische. Das ist als weisse Person nicht selbstverständlich.

Mit einem dieser Fahrer, der ungefähr in meinem Alter war, entwickelte sich sogar eine Freundschaft. Wir gingen gelegentlich gemeinsam Billard spielen oder ein Bier trinken.

Natürlich gab es nicht nur positive Erfahrungen. Eines Nachts, als ich gegen Mitternacht auf dem Motorrad von einer Bar nach Hause fuhr, näherten sich plötzlich zwei weitere Motorräder von hinten. Ein Fahrer stellte sich rechts, der andere links neben uns. Innerhalb von Sekunden hatte ich eine etwa 40 Zentimeter lange Klinge an meinem Hals. Es wurde geschrien, und die Situation war eindeutig: Sie wollten Geld.

Ich hatte keine Möglichkeit, mich zu wehren, und übergab ihnen mein Geld. Kurz darauf verschwanden sie wieder. Zunächst nahm ich die Situation fast mit Humor, doch dann bemerkte ich, dass sie auch meinen Fahrer angegriffen hatten, und zwar deutlich brutaler. Er hatte mehrere Schläge mit einer Machete auf den Rücken abbekommen. Ich begleitete ihn ins Spital, wo er behandelt wurde. Am Ende ging alles glimpflich aus.

Die Polizei einzuschalten, bringt in solchen Fällen oft wenig. In den darauffolgenden Tagen wurde mir von vielen Leuten gesagt, dass solche Vorfälle nicht selten sind. Wenn Täter jedoch auf frischer Tat erwischt werden,

kommt es oft zur sogenannten Lynchjustiz, bei der sie von der Bevölkerung schwer verprügelt werden.

Dies sind nur einige wenige Anekdoten von meinem Hauseingang in Arusha. Ich bin sehr dankbar für diese Zeit und für die Erfahrungen, die ich in Tansania machen durfte.

Deux im Wald – Zwischen Sprachgrenzen und Baumreihen

Text Leonie Abegg, Moena Beck und Sofia Valli, U2b
Redaktion Kathrin Schär (Deutsch)
Bilder Yves Bilat

Habt ihr schon einmal versucht, zwei ganze Klassen gleichzeitig durch den Wald zu lotsen – und das auch noch zweisprachig? Genau vor dieser Herausforderung standen unsere Lehrpersonen zu Beginn des Austauschlagers «Deux im Wald». Nach einigem Suchen zwischen Wegen und Lichtungen – und mehr als nur einem kurzen Orientierungsverlust – erreichten wir schliesslich das Lagerhaus, wo uns die Leiter der Bergwald-Initiative bereits erwarteten. Schon dieser Auftakt machte deutlich: Diese Woche würde anders werden als ein gewöhnliches Klassenlager.

«Deux im Wald» ist ein interkulturelles Sprachaustauschprogramm, das Jugendliche aus der Deutschschweiz und der Romandie zusammenbringt. Anstelle von Schulzimmern und Arbeitsblättern stehen praktische Tätigkeiten im Wald im Zentrum. Die gemeinsame Arbeit schafft eine Situation, in der Deutsch und Französisch nicht nur geübt, sondern ganz selbstverständlich angewendet werden. Der Name des Projekts passt dabei ziemlich gut: Zwei Sprachregionen treffen sich im Wald. Rückblickend hatte sogar unser anfängliches Herumirren eine gewisse Symbolkraft – zwei Klassen, zwei Sprachen, ein gemeinsamer Weg.

Der erste Abend diente dem Kennenlernen. Zwischen Spielen, Gesprächen und gemeinsamem Essen wurde rasch deutlich, dass Verständigung auch mit begrenztem Wortschatz – und notfalls mit Händen und Füßen – erstaunlich gut funktioniert. Müde, aber gespannt auf die kommenden Tage, fielen wir schliesslich in unsere Betten. Am nächsten Morgen begann der Arbeitsalltag. Verschiedene Aktivitäten standen zur Auswahl: Weidenräumung, Zaunbau, Pflanzarbeiten und Wanderwegbau, gemeinsames Kochen sowie Sprachaktivitäten im Haus. In sprachgemischten Gruppen machten wir uns an die

Arbeit. Unsere erste Aufgabe bestand darin, Setzlinge zu pflanzen. Bäumchen für Bäumchen, Loch für Loch. Eine monotone Tätigkeit, die Geduld verlangte. Unser Leiter nannte uns scherzhaft «geili Sieche», da er mit unserer Arbeit sehr zufrieden war. Zwischen Schaufeln, Erde und Holzstöcken entwickelten sich Gespräche – teils auf Deutsch, teils auf Französisch, teils mit improvisierten Gesten. Sprachbarrieren wurden dabei nicht lange diskutiert. Sie wurden einfach überwunden.

Auch abseits der Waldarbeit blieb das Programm vielseitig. Ein weiterer Tag stand ganz im Zeichen der Sprache. Zum Thema «Küche und Essen» nutzten wir verschiedene kommunikative und spielerische Lernformen. In Zweiergruppen spielten wir ein zweisprachiges Memory zum Küchenwortschatz, den wir beim Kochen oder beim gemeinsamen Geburtstagskuchenbacken direkt anwenden konnten. Beim Austausch über unsere Essgewohnheiten merkten wir schnell, dass wir uns eigentlich ähnlicher sind, als wir gedacht hatten. Die Zusammenarbeit in Zweierteams sorgte immer wieder für humorvolle und zugleich lehrreiche Momente. Sprache wurde dabei nicht nur gelernt, sondern gelebt.

Die Abende gehörten dem gemeinsamen Zusammensein. Beim Pingpong entstanden neue Freundschaften und kleine Feindschaften. Ein anderes Mal sassen wir singend am Lagerfeuer. Weniger romantisch, aber mindestens genauso einprägsam war das gemeinsame Zwiebelschneiden fürs Abendessen – selten haben so viele Menschen gleichzeitig so viele Tränen vergossen. In solchen Momenten spielte die Zweisprachigkeit plötzlich gar keine grosse Rolle mehr. Wichtig war einfach das gemeinsame Erlebnis.

Nicht jeder Plan verlief wie vorgesehen. Beim Ausflug zum Zaunbau stellte sich heraus, dass die Arbeit bereits erledigt war. Stattdessen räumten wir Weiden frei – wenig spektakulär, aber sehr notwendig. Gleichzeitig erhielten wir Besuch von Movetia, der Organisation, die unseren Austausch mitfinanziert. In Interviews berichteten wir von unseren Eindrücken und zeigten, was wir in den vergangenen Tagen erreicht hatten. Zum Abschluss sägten wir ein Stück Holz ab, das wir als bleibende Erinnerung mitnehmen durften.

Dann klingelte der Wecker ein letztes Mal. Nach dem Putzen des Hauses machten wir uns ohne Umwege auf den Weg zum Bahnhof. Der Abschied fiel spürbar schwer. Während unsere Partnerklasse Richtung Lausanne fuhr, stiegen wir in den Zug nach Zürich.

Zurück blieb die Erkenntnis, dass gemeinsames Arbeiten Sprachgrenzen oft wirksamer überwindet als jeder theoretische Unterricht und dass Verständigung manchmal dort am besten gelingt, wo man sie am wenigsten erzwingen will.

Adieu «Deux im Wald», Grüezi Züri.



Instruktionen zur Pflanzung



Pflanzung



Zaunbau

Eine Immersion in die Romandie

Text und Bilder Leonhard Wöhrnschimmel, M5d

Seit rund anderthalb Monaten nehme ich im Rahmen des Deutsch/Französisch-Immersion-Programms der KZN an einem Sprachaufenthalt in einem Gymnasium in Lausanne teil. Insgesamt dauert mein Aufenthalt etwa ein Semester, also rund fünf Monate. Mein Ziel war von Anfang an klar: Ich wollte mein Französisch verbessern und gleichzeitig die Erfahrung machen, für eine gewisse Zeit in einer anderen Sprachregion zur Schule zu gehen und dort zu leben.

Während meiner bisherigen Zeit bestätigte sich mein Verdacht, dass der Französischunterricht an der Schule oft nur begrenzt auf das tatsächliche Sprechen vorbereitet. Zwar erwirbt man die Grundlagen, doch das Wiederholen von Vokabeln und das Lernen von Grammatikregeln bleibt häufig eher mühsam. Praktische Konversation wird nur selten geübt, sei es aufgrund eingeschränkter Themenbereiche oder fehlender Gelegenheit zum freien Sprechen. Genau deshalb ist die Immersion für mich so wertvoll: Durch den regulären Unterricht in Geografie und Geschichte auf Französisch übt man automatisch das freie Sprechen. Die Lücken in der praktischen Anwendung der Sprache werden dann während des anschliessenden Sprachaufenthalts vollständig geschlossen. Man lernt durch Anwendung statt durch Theorie; reale Gespräche vermitteln alltägliches Vokabular und umgangssprachliche Redewendungen, die im normalen Unterricht oft fehlen. Ich besuche in Lausanne das «Gymnase de la Cité». Wie in Zürich bin ich hier im mathematisch-naturwissenschaftlichen Profil, das «option spécifique maths-physique» genannt wird. Auch sonst unterscheidet sich mein Stundenplan nicht stark von dem der KZN und der Schulalltag ist grundsätzlich ähnlich strukturiert. Allerdings haben wir keinen freien Nachmittag unter der Woche, sondern jeden Tag Unterricht bis ungefähr Viertel nach vier.

Gerade daran erkennt man schon eine der grundlegenden Erkenntnisse meines Aufenthaltes, nämlich wie wenig wir unseren Alltag normalerweise hinterfragen und wie vieles uns fälschlicherweise selbstverständlich erscheint. Unsere Zürcher Gewohnheit, einmal pro Woche einen freien Nachmittag zu haben, wirkt für uns völlig normal, in Lausanne dagegen fast wie ein kleiner Luxus. Ebenso verhält es sich mit der wunderschönen Aussicht über den See auf die Berge: Diese wird von den meisten hier gar nicht mehr wahrgenommen, während sie in mir immer wieder ein Staunen hervorruft. Ein weiteres Beispiel sind alltägliche Begrüssungsrituale unter Jugendlichen. Solche scheinbar banalen Gesten wie ein Hand-

schlag erscheinen jeweils als selbstverständlich, bis man in ein anderes Umfeld kommt und merkt, dass sie dort anders gehandhabt werden. Genau solche Unterschiede führten anfangs zu kleinen, manchmal unangenehmen Momenten. Es brauchte einige Zeit, bis ich mich an diese neuen sozialen Gewohnheiten angepasst hatte.

Der Unterricht selbst unterscheidet sich im Wesentlichen nicht sehr von dem in Zürich. Auffällig ist vor allem, dass in den Sprachfächern deutlich mehr mit Literatur gearbeitet wird. Regelmässig werden Textstellen aus Lektüren analysiert, und einzelne Schülerinnen und Schüler müssen ihre Interpretation mündlich präsentieren. Diese Form des Unterrichts war für mich neu, allerdings können solche Unterschiede sowohl in Zürich als auch in Lausanne am individuellen Unterrichtsstil einer Lehrperson liegen, statt an kulturellen Angewohnheiten. Ein weiterer Unterschied ist der Umgang mit digitalen Geräten. Während wir in Zürich mit dem Bring-Your-Own-Device-System grösstenteils am Laptop arbeiten, wird hier fast alles noch klassisch mit Papier und Stift erledigt. Auch hier variieren Regelungen von Schule zu Schule, es ist aber dennoch ein Beispiel für eine persönliche Umstellung auf ein hier als selbstverständlich angesehenes System. Dadurch, dass meine Noten während des Sprachaufenthalts nicht promotionsrelevant sind, kann ich mich umso besser auf das Erlebnis selbst konzentrieren, ohne mich allzu sehr mit Prüfungsstress herumschlagen zu müssen. Sprachlich habe ich bisher weniger einen sprunghaften Fortschritt im Sprachniveau festgestellt als vielmehr eine Veränderung im Gefühl beim Sprechen. Am Anfang war es anstrengend, Gesprächen zu folgen, vor allem in alltäglichen Konversationen unter Jugendlichen ausserhalb des Unterrichts, und gleichzeitig selbst Antworten zu formulieren. Heute fällt mir das deutlich leichter und vieles geschieht spontaner, ohne dass ich bewusst über Formulierungen nachdenken muss.

Herausfordernd war zunächst das gesprochene Französisch im Alltag. Muttersprachlerinnen und Muttersprachler sprechen schneller und weniger deutlich als im Unterricht, dazu kommt noch die Verwendung von umgangssprachlichen Redewendungen und Slang. Besonders schwer fiel mir zu Beginn die Unterscheidung von schnell ausgesprochenen, zusammengesetzten und abgekürzten Wörtern. Häufig erkennt man nicht, ob es sich um ein Wort oder um eine Verschmelzung von mehreren Wörtern handelt. Mit der Zeit gewöhnt man sich jedoch daran. Gerade in solchen Situationen merkt man, dass man eine Sprache nicht nur im Grammatikunterricht lernt, sondern vor allem durch tägliche Anwendung, meist ganz unbewusst.

Ich wohne während meines Aufenthalts bei einer Gastmutter mit ihren zwei Hunden etwas ausserhalb von Lausanne. Nachdem ich drei Wochen lang allein bei ihr ge-

wohnt habe, ist ein zweiter Schüler aus Zürich hinzugekommen, der ebenfalls einen Sprachaufenthalt an derselben Schule macht. Es hat sich für mich persönlich als sehr wertvoll erwiesen, jemanden zu haben, mit dem ich diese Erfahrung teilen kann, jemand, der dasselbe durchmacht, aber eine andere Perspektive mitbringt.

Bereits in den ersten Tagen wurde ich in einer Pause von einigen Mitschülern eingeladen, mit ihnen UNO zu spielen. Diese Offenheit hat mir den Einstieg und die Eingliederung in die Klasse sehr erleichtert. Anfangs bestand mein Beitrag zu gemeinsamen Aktivitäten, zum Beispiel beim Mittagessen, oft darin, einfach mitzugehen und zuzuhören, weil ich noch nicht alles verstand. Doch genau dadurch wurde ich nach und nach sicherer. Heute habe ich in meiner Klasse mehrere Freundschaften geschlossen. Diese Kontakte sind für mich bisher das Wertvollste an meinem Aufenthalt.

Allgemein würde ich anderen Schülerinnen und Schülern klar empfehlen, einen Sprachaufenthalt zu wagen. Die grösste Hürde sind meist die ersten ein bis zwei Tage, in denen vieles neu und ungewohnt erscheint. Gerade in dieser Phase macht man sich schnell Sorgen, keine Freunde zu finden oder sprachlich nicht mithalten zu können. Diese Ängste sind normal, erweisen sich jedoch in der Realität oft als übertrieben.

Meine Erfahrung zeigt, dass die meisten Menschen sehr verständnisvoll reagieren, wenn man nachfragt oder um Wiederholung bittet. Meist genügt bereits der Hinweis, neu an der Schule zu sein, damit Mitschülerinnen und Mitschüler ihre Unterstützung anbieten. Die eigentliche Schwierigkeit besteht weniger in der Reaktion der anderen als darin, selbst den Mut zu finden, auf fremde Personen zuzugehen. Ob es sich um eine einfache Frage nach dem Weg zum Schulzimmer handelt oder um ein erstes Gespräch über alltägliche Themen, solche kleinen Schritte erleichtern den Einstieg enorm. Immer wieder erlebe ich zudem, dass Klassenkameradinnen und Klassenkameraden von sich aus das Gespräch suchen, was den Integrationsprozess zusätzlich vereinfacht.

Ein solcher Aufenthalt ist nicht nur eine Möglichkeit, eine Sprache zu vertiefen, sondern vor allem eine wertvolle persönliche Erfahrung, die den eigenen Horizont erweitert. Für mich ist diese Zeit bereits jetzt prägend, und ich würde sie jederzeit wieder so wählen. Wer sich auf einen Sprachaufenthalt einlässt, lernt nicht nur sprachlich, sondern auch, sich in neuen Situationen zurechtzufinden, selbstständig zu handeln und offen auf andere Menschen zuzugehen: Fähigkeiten, die weit über die Schule hinaus nützlich sind.



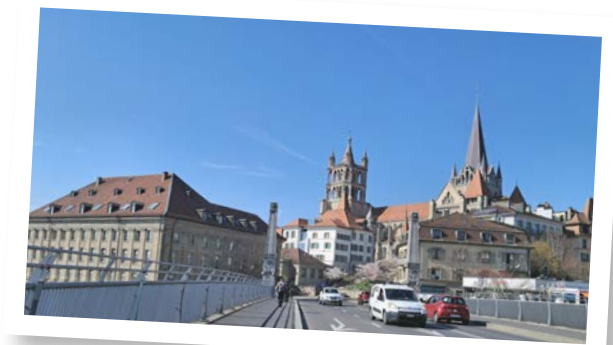
Blick von der Kathedrale auf die Schule



Seeufer, Aussicht auf See und Berge



Aussenterrasse mit Blick auf Stadt, See und Berge



Blick vom Pont Charles Bessières auf Schule (links) und Kathedrale (rechts)



Schulmagazin der Kantonsschule Zürich Nord
Herausgeberin: Schulleitung
Redaktion: Désirée Rosat, Hannes Schneider,
Christian Suter
Lektorat: Alessandro Nicoli
Gestaltung: kdmz
Bilder auf Seite 1 und 48: Adobe Stock
Druck: kdmz
Schrift: Neue Helvetica LT Std
Papier: RecyStar Nature, 115 g/m²
Auflage: 2800

nordpool@kzn.ch